ENGELHORN'S allgemeine ROMAN-BIBLIOTHEK.

Liebe und Gymnastik.

Von

Edmondo de Amicis.

Engelhorns
Allgemeine
Romanbibliothek.

Eine Auswahl
der besten modernen Romane aller Völker.

Alle vierzehn Tage erscheint ein Band.

Preis pro Band 50 Pf. Elegant in Leinwand geb. 75 Pf.

Ueber „Engelhorns Allgemeine Romanbibliothek“ schreibt der „Hamburgische Korrespondent“:

Dreizehn Jahrgänge hat nun das Unternehmen aufzuweisen, das bei seinem ersten Erscheinen fast überall mit freudigem Erstaunen zwar, aber auch mit starken Zweifeln aufgenommen worden ist. Eine Auswahl der besten Romane aller Völker versprach der Verlag von J. Engelhorn in Stuttgart zu bringen, alle 14 Tage sollte ein Band von 10 Bogen kommen, und der Preis für das broschierte Exemplar sollte 50 Pf., für das dauerhaft und hübsch gebundene 75 Pf. sein. Das ließ man sich natürlich gern gefallen. So billig waren gute Romane, deutsche Originale und vortreffliche Uebersetzungen, in gediegener Ausstattung noch niemals erschienen. Aber würde der Versuch auch glücken? Würden sich Käufer in genügender Menge einfinden, um das Wagnis vor den Klippen des Mißerfolgs zu schützen, an denen frühere Unternehmungen ähnlicher Tendenz sogar mit doppelt so hohen Preisen gescheitert waren? Nun, die Antwort ist da, sie ist in den 13 Jahrgängen mit den rund 340 Bänden enthalten. Ueberall sieht man die roten Engelhorn-Bände; der Reisende, der sich über eine lange und langweilige Bahnfahrt hinweglesen will, greift nach ihnen, in den Sommerfrischen der Alpen wie am Seestrande sieht man den roten Umschlag leuchten, und was mehr wert ist, in Hunderten und Tausenden von Familien kehren die Bände ein als regelmäßige, stets mit Freude begrüßte Gäste. Sie danken diesen großen Erfolg, der von Jahr zu Jahr wächst, ebenso der erstaunlichen Billigkeit und der vorzüglichen Ausstattung in Papier und Druck als der sorgsamen Auswahl und dem sicheren Geschmack, der sich in der Zusammenstellung der Serien zeigt. Wir finden neben den bedeutendsten deutschen Schriftstellern und Dichtern — es seien nur Paul Heyse, Spielhagen, Hans Hopfen, Paul Lindau, Adolf Wilbrandt, Rich. Voß, Ernst v. Wolzogen genannt — die beliebtesten Erzähler des Auslandes, vor allem Engländer und Franzosen, dann die Skandinavier, Italiener, Spanier, Polen, Russen, Ungarn etc.

Die bisher erschienenen, in dem nachfolgenden Verzeichnis aufgeführten Romane können fortwährend durch jede Buchhandlung zum Preise von 50 Pf. für den broschierten und 75 Pf. für den gebundenen Band bezogen werden.

Erster Jahrgang.

Band

1\. 2. Ohnet, Der Hüttenbesitzer.
3\. Conway, Aus Nacht zum Licht.
4\. Praed, Zéro.
5\. 6. Gréville, Wassilissa.
7\. Aïdé, Vornehme Gesellschaft.
8\. 9. Ohnet, Gräfin Sarah.
10\. Braddon, Unter der roten Fahne.
11\. Halévy, Abbé Constantin.
12\. Verga, Ihr Gatte.
13\. 14. Reade, Ein gefährliches Geheimnis.
15\. Theuriet, Gérards Heirat.
16\. Gréville, Dosia.
17\. Kraszewski, Ein heroisches Weib.
18\. 19. Norris, Eheglück.
20\. Kielland, Schiffer Worse.
21\. Colombi, Ein Ideal.
22\. Conway, Dunkle Tage.
23\. Boyesen-Spielhagen, Novellen.
24\. Vincent, Die Heimkehr der Prinzessin.
25\. 26. Delpit, Ein Mutterherz.

Zweiter Jahrgang.

Band

1\. 2. Ohnet, Der Steinbruch.
3\. Lindau, Helene Jung.
4\. Bret Harte, Maruja.
5\. Die Sozialisten.
6\. Halévy, Criquette.
7\. Wilbrandt, Der Wille zum Leben. — Untrennbar.
8\. Valera, Die Illusionen des Dr. Faustino.
9\. 10. Farjeon, Zu fein gesponnen.
11\. Kielland, Gift.
12\. — Fortuna.
13\. 14. Ohnet, Lise Fleuron.
15\. Farina, Aus des Meeres Schaum.
16\. Frey, Auf der Woge des Glücks.
17\. 18. Croker, Die hübsche Miß Neville.
19\. Feuillet, Die Verstorbene.
20\. Hopfen, Mein erstes Abenteuer und andere Geschichten.
21\. 22. Alexander, Ihr ärgster Feind.
23\. v. Glümer, Ein Fürstensohn. — Zerline.
24\. Bret Harte, Von der Grenze.
25\. 26. Conway, Eine Familiengeschichte.

Dritter Jahrgang.

Band

1\. 2. Pemin, Die Versaillerin.
3\. Braddon, In Acht und Bann.
4\. Schjörring, Die Tochter des Meeres.
5\. 6. Malot, Lieutenant Bonnet.
7\. About, Pariser Ehen.
8\. Marryat, Hanna Warners Herz.
9\. 10. Boyesen, Eine Tochter der Philister.
11\. Gréville, Savelis Büßung.
12\. 13. Ohnet, Die Damen von Croix-Mort.
14\. Pasqué, Die Glocken von Plurs.
15\. 16. Daudet, Fromont jun. und Risler sen.
17\. Hopfen, Der Genius und sein Erbe.
18\. Reade, Ein einfach Herz.
19\. 20. Malot, Baccarat.
21\. Norris, Mein Freund Jim.
22\. Sienkiewicz, Hanna.
23\. de Tinseau, Das beste Teil.
24\. 25. Conway, Lebend oder tot.
26\. de Bonnières, Die Familie Monach.

Vierter Jahrgang.

Band

1\. 2. Haggard, Eine neue Judith.
3\. Ohnet, Schwarz und Rosig.
4\. Feuillet, Das Tagebuch einer Frau.
5\. 6. Pemin, Jahre des Gärens.
7\. Lafontaine, Gute Kameraden.
8\. Lie, Die Töchter des Commandeurs.
9\. 10. Malot, Zita.
11\. Gréville, Die Erbschaft Xenias.
12\. Voß, Kinder des Südens.
13\. 14. Fogazzaro, Daniele Cortis.
15\. Farjeon, Die Herz-Neune.
16\. 17. Ohnet, Sie will.
18\. v. Wolzogen, Die Kinder der Excellenz.
19\. Farina, Um den Glanz des Ruhmes.
20–22. Daudet, Der Nabob.
23\. Burnett, Der kleine Lord.
24\. Theuriet, Der Prozeß Froideville.
25\. 26. Braddon, Stella.

Fünfter Jahrgang.

Sechster Jahrgang.

Siebenter Jahrgang.

Achter Jahrgang.

Forts. siehe 4. Seite d. Umschlags.

Engelhorns Allgemeine Romanbibliothek.
Eine Auswahl der besten modernen Romane aller Völker.
Vierzehnter Jahrgang. Band 11.

Liebe und Gymnastik.

(Fra scuola e casa.)

Von

Edmondo de Amicis.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Italienischen

von

Emmy Becher.

Stuttgart.
Verlag von J. Engelhorn.
1898.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Liebe und Gymnastik.

I.

An der Ecke der Mercantistraße entblößte der Sekretär Celzani sein Haupt und machte dem Ingenieur Ginoni einen tiefen Bückling, was dieser mit seinem stehenden „Guten Morgen, geliebter Sekretarius!“ beantwortete, dann bog er in die Straße des heiligen Franziskus von Assissi ein, um nach Haus zu gehen. Es war genau zwanzig Minuten vor neun Uhr, und er konnte also mit Sicherheit auf eine erwünschte Begegnung auf der Treppe rechnen.

Zehn Schritte von der Hausthüre entfernt, prallte er auf dem Fußsteig gegen den schnurrbärtigen Turnlehrer Fassi, der im Gehen Korrekturbogen las, nun stehen blieb und ihm die Blätter mit der Erläuterung vorwies, daß er soeben einen Aufsatz der Turnlehrerin Pedani durchlese. Es handle sich darin um die wagrechte Leiter, und der Aufsatz sei für die „Neue Arena“ bestimmt, ein „Zentralorgan für Gymnastik“, an dessen Herausgabe er wesentlich beteiligt sei.

„Was sie sagt, hat Hand und Fuß,“ fügte er hinzu, „ich muß nur hie und da den Ausdruck verstärken. Das ist eine Turnerin von Gottes Gnaden! Nicht auf schriftstellerischem Gebiet, nein, das will ich nicht sagen. . . . Du liebe Zeit, ein jeder hat eben seine besonderen Fähigkeiten, und überdies . . . in die Gymnastik als Wissenschaft wird weibliches Denkvermögen nie tief genug eindringen, das ist

ja bekannt. Aber in der Praxis ist sie unvergleichlich! Schon die Mutter Natur hat sie ja dafür geschaffen, sie hat ihrem Knochenbau die vollendetsten Verhältnisse gegeben, die mir je vor Augen gekommen sind. Ein wunderbarer Thorax! Erst gestern hab' ich sie beobachtet, wie sie die Rumpfbeugungen einübte — mit der Geschmeidigkeit eines zehnjährigen Kinderkörpers, und da kommen nun die ästhetischen Schulmeister daher und behaupten, die Gymnastik entstelle das schöne Geschlecht! Die Pedani führt mit den Hanteln alle Uebungen aus wie ein Mann und müßte den schönsten Frauenarm, den Gottes Sonne je beschienen, haben, wenn man ihn nackt sehen dürfte. Ich grüße Sie."

Das war seine Art, jedes Gespräch urplötzlich abzuschließen. Er hatte sie sich nach dem berühmten Muster des gefeierten Baumann beigelegt, des großen „Gymnastiarchen", wie er ihn nannte, dem er göttliche Ehre erwies.

Der Sekretär blieb in nachdenklicher Stimmung zurück. Dieser bärbeißige Turner hatte keine Ahnung davon, daß er mit seinen eingehenden Berichten über die Kraft und Schönheit der Lehrerin, an die er ohnedies viel zu viel denken mußte, dem Sekretär wahre Folterqualen bereitete. Nun steigerten die ihm vor die Seele gezauberten Bilder der „Rumpfbeugung" und des entblößten Arms noch die Erregung, worin er jedesmal seine Treppe hinaufstieg, wenn er auf eine Begegnung mit seiner Nachbarin hoffen konnte.

Die ersten Stufen erstieg er langsamen, leichten Schritts, den Kopf lauschend vorgebeugt, und als er das erste Stockwerk erreicht hatte, ließen sich richtig von oben Fußtritte vernehmen, die ihm das Blut in die Wangen trieben. Die Lehrerin Pedani und ihre Kollegin Zibelli kamen miteinander die Treppe herab, um sich in die Schule zu begeben. Die klangvolle Altstimme der Turnlehrerin war unverkennbar.

Als sie auf der Mitte der zweiten Stufenflucht zusammentrafen, blieb der Sekretär mit dem Hut in der Hand stehen, statt aber Fräulein Pedani anzusehen, heftete er, wie immer von Schüchternheit überwältigt, seine Blicke ausschließlich auf ihre Begleiterin, die sich heute wie alle Tage

für die Ursache seiner Verwirrung hielt und ihm mit einem zärtlichen Lächeln Mut einflößen wollte. Dann folgte eines der üblichen sinnlosen Gelegenheitsgespräche.

„Die Damen eilen schon zur Schule?“ stammelte er.

„Wir sind nicht viel zu früh dran,“ versetzte Fräulein Zibelli mit honigsüßem Ton. „Es wird gleich drei Viertel auf neun Uhr sein.“

„Ach! Ich dachte, es wäre erst halb . . .“

„Dann gehen unsre Uhren richtiger als die Ihrige.“

„Sehr wohl möglich. Ein nebliger Morgen!“

„Morgennebel verheißen einen schönen Tag.“

„Mitunter . . . hoffen wir das Beste. . . . Auf Wiedersehen, meine Damen!“

„Auf Wiedersehen!“

„Auf Wiedersehen!“

Auf der Höhe der Treppenflucht angelangt, drehte sich der Sekretär rasch um, gerade noch rechtzeitig, um den schönen Schultern und dem kräftigen Arm der Turnkünstlerin einen Feuerblick nachzusenden, der jedoch von Fräulein Zibelli aufgefangen und mit holdem Lächeln erwidert wurde, denn sie hatte sich, von der Freundin unbemerkt, gleichfalls umgedreht.

Nun faßte er einen Entschluß: Nein, so konnte die Sache nicht fortgehen! Das Bewußtsein, abermals vor ihren Augen eine traurige Figur gespielt zu haben, spornte ihn an. Mit diesem qualvollen Verlangen konnte er nicht weiterleben, diese Sehnsucht, gesteigert durch die täglichen Begegnungen, wobei es ihm nicht einmal gelang, die Lust ihres Anblicks zu genießen, war nicht länger auszuhalten. Er war entschlossen — der Brief, der seit acht Tagen auf seinem Schreibtisch lag, mußte abgeschickt werden. Er wollte sein Urteil haben, gleichviel, ob es Leben oder Tod bedeuten würde.

Im zweiten Stock angelangt, klinkte er die Vorthüre mit entschlossenem Griff auf, schritt energisch auf das Zimmer seines Onkels zu, des Komturs Celzani, des Hausbesitzers, dem er den Mietzins aus einem andern Haus abliefern wollte, um dann sofort abermals und zum letztenmal jenen Brief, der über sein Schicksal entscheiden sollte, durchlesen

zu können. Als er, an der Schwelle der Thüre stehend, von innen Stimmen vernahm, hielt er inne und warf durchs Schlüsselloch einen Blick hinein. Sein Onkel hatte Besuch von einem untersetzten, fetten Männchen mit einem breiten, bartlosen Gesicht, das, aufgedunsen und dabei doch runzelig, einem greisenhaften Kindergesicht glich und das mit einer kleinen schwarzen, verkehrt aufgestülpten Perücke bekrönt war, deren sich der Sekretär seit Menschengedenken erinnern konnte. Dieser Herr war der oberste Vorstand aller städtischen Schulen, und da sein Weg ihn täglich durch die Straße des heiligen Franziskus führte, sprach er dann und wann bei dem Komtur vor, mit dem er sich vor acht Jahren, solange dieser Beisitzer des Schulrats gewesen war, angefreundet hatte. Seit der Sekretär das Geheimnis dieser Leidenschaft im Busen trug, hatte er sich angewöhnt, an Schlüssellöchern zu lauschen, denn er war mißtrauisch geworden gegen die ganze Welt und wähnte immerfort, man könnte über ihn sprechen. Als er aber vernahm, daß der Direktor sein stehendes „Leitmotiv" über die große und heikle Verantwortlichkeit seines Amts in Beziehung auf Lehrerinnen ableierte, beruhigte sich sein Gemüt.

„Sie können sich's ja denken," sagte jener mit seiner asthmatischen kläglichen Stimme, „da geben diese Mädchen Privatstunden in adeligen Familien, haben Bekannte unter den Abgeordneten und Senatoren, mitunter sogar unter den Beamten des Kultministeriums ... da heißt's also sachte vorgehen! Zuweilen dringen ihre Beziehungen sogar bis in den königlichen Haushalt ... wie leicht sticht man da nicht in ein Wespennest! Es ist eine Aufgabe, kann ich Ihnen sagen, die ein Maß von Takt und Zartgefühl verlangt, wie es wenige besitzen. Man ist gleichsam das Familienhaupt einer Töchterschar von zweihundertfünfzig bis dreihundert Köpfen, und diese Töchter sind teils jung, teils sehr gereift, teils Mädchen, teils Frauen, teils Witwen. Dazu kommt noch der Generalstab von Schulvorsteherinnen ... ich sage Ihnen, mit den dreißig Prinzessinnen des Hauses Hohenzollern würde man leichter fertig! Worauf man da nicht Rücksicht nehmen muß: Liebesgeschichten, Krankheiten, Heiraten, Flitter-

wochen, Examen, Kolleginnenneid, Schwierigkeiten zwischen Lehrerin und Eltern der Schülerinnen! Glauben Sie mir, mitunter wirbelt mir der Kopf, und ich möchte am liebsten aus der Haut fahren ..."

In dieser Tonart ging es endlos weiter, und der Sekretär wartete, nachdem er für seine Person vollkommen beruhigt war, gelassen auf den Schluß des Klagelieds. Kaum hatte sich dann der Schulvorstand entfernt, so trat er bei seinem Onkel ein, der, noch in den Schlafrock gehüllt, in seinem Lehnstuhl saß und, die milden hellblauen Augen zur Zimmerdecke aufgeschlagen, in himmlische Betrachtungen versunken zu sein schien. Der Neffe stattete Bericht ab und legte die Kassenscheine auf das vor ihm stehende Tischchen. Wortlos, wie es seine Art war, nickte der Greis mit dem schönen weißhaarigen Kopf zum Zeichen des Einverständnisses und Dankes und richtete von neuem, seinen Gedanken nachhängend den Blick nach oben. Auf den Zehenspitzen schlich sich der Sekretär hinaus, trat in sein Zimmer, nahm aus einem verschlossenen Schiebfach einen in tadelloser Schönschrift ausgeführten vier Seiten langen Brief, überlas ihn mit gespannter Aufmerksamkeit, steckte ihn vorsichtig und umständlich in den Umschlag, klebte die Briefmarke mit zärtlicher Sorgfalt darauf und verließ mit unhörbaren Schritten Zimmer und Haus. An der Straßenecke blieb er mit ausgestreckter Hand noch eine Weile unschlüssig vor dem Briefkasten stehen, dann versenkte er sein Geheimnis in dessen Dunkel. Ein tiefes Aufatmen — der Würfel war gefallen. Jetzt konnte er sein Geschick nur noch Gott anheimstellen.

II.

Der Sekretär Celzani war nur ein paar Jahre über die Dreißig hinaus, aber er hatte das gesetzte Aussehen und die Bewegungen eines Fünfzigers; äußerlich war er der Typus eines Notars im Lustspiel oder eines Hofmeisters in einem kirchlich gesinnten vornehmen Haus. Früh verwaist, hatte er bei

einem Onkel mütterlicher Seite, einem Dorfpriester, eine Heimat gefunden und war gewissermaßen in der Sakristei aufgewachsen, um dann in ein Seminar gesteckt zu werden, da er gleichfalls die geistliche Laufbahn einschlagen sollte. Aber der Pfarrer war gestorben und hatte ihm einiges Vermögen hinterlassen, worauf ihn sein Onkel Celzani, ein kinderloser Witwer, aus der Priesterschule weg- und in seinem Haus aufgenommen hatte, um ihn als Sekretär und Verwalter seines Grundbesitzes zu benutzen, Aemter, die Celzani mit musterhafter Redlichkeit und hingebendem Eifer versah. Er ging regelmäßig zur Kirche und verkehrte viel mit Geistlichen, auch waren ihm von der Zeit seiner früheren Bestimmung her manche geistliche Gewohnheiten geblieben, wie die, daß er die Hände gern verschränkt auf der Brust hielt, einen Widerwillen gegen das Barttragen hatte und sich gewohnheitsmäßig dunkel kleidete; er war aber nichts weniger als ein Kopfhänger und durfte sich mit Fug und Recht rühmen, ein warmer und freisinniger Vaterlandsfreund zu sein. Trotzdem wurde er auf Grund seiner Erscheinung seit Jahr und Tag von allen Hausbewohnern mit dem Spitznamen „Ehrwürden“ belegt; aber obwohl er überall eine gewisse Heiterkeit erregte, wußte man ihn doch zu schätzen und hatte ihn gern. Begegnete er doch jedermann mit Anstand und Höflichkeit, war bescheiden und voll Gefälligkeit, namentlich aber außerordentlich gleichmäßig in seinem Betragen. Wenn seine Geduld und Duldsamkeit auch auf die härtesten Proben gestellt wurden, so stand ihm kein heftigeres Wort zu Gebot, als: „Barmherziger Gott!“ das er dann, die Augen zum Himmel aufschlagend und die Arme wie im Gebet ausbreitend, mit einem tiefen Seufzer ausstieß.

Von einer Seite seines Wesens hatte indes niemand eine Ahnung. Unter dem gesetzten Aussehen des verkleideten Priesters verbargen sich ein leidenschaftliches Empfinden und heißes Blut, das er weniger aus Heuchelei streng im Zügel hielt, als vielmehr aus Anstandsgefühl, teilweise auch aus Schüchternheit, und das er meist durch einen Ausdruck tiefer Nachdenklichkeit verhüllte. Wer den schwarz gekleideten, ein wenig gebeugten, säuberlichen Mann mit den straff herab-

hängenden dunklen Haaren, der langen, schmalen asketischen Nase und den kleinen, beim Lachen völlig verschwindenden Aeuglein auf der Straße gehen sah, den Blick fest zu Boden geheftet, in sich zusammengezogen, als ob er sich am liebsten unsichtbar gemacht hätte, der würde nie auf die Vermutung gekommen sein, daß kein schlanker Knöchel auf einem Wagentritt, keine gewagte Photographie an einem Schaufenster, kein schäkerndes Liebespaar unter einem dunklen Thorbogen, nichts, was die Sinne berühren und erregen konnte, seinem Blick entging. Ein sehr aufmerksamer Beobachter würde die Wahrheit vielleicht aus dem großen beweglichen Mund abgelesen haben, dessen Lippen wie zwei geschmeidige kirschrote Schlänglein aussahen, oder auch an dem häufigen Wechsel der Farbe, wenn ihm gewisse Gedanken und Vorstellungen das Blut in Hals und Wangen trieben. Der wackere geistliche Onkel hätte entschieden nicht alle Wege des Neffen mitwandeln können, allein Celzanis Betragen vereinte Vorsicht und Würde so trefflich, daß auch solche, die mit seinen Gewohnheiten näher vertraut waren, niemals Verdacht schöpften, er könnte auch in dieser Hinsicht ein andrer sein als er schien. Uebrigens war er eine von jenen Naturen, die dem Laster nicht anheimfallen, weil es ihnen keine Befriedigung gewährt, weil ihre Sinnlichkeit nicht niedriger Art ist und weil sie dazu angethan sind, nur im gesicherten, rechtmäßigen, ausschließlichen Besitz volles Genügen zu finden. Sie wollen Genuß und Gefühl nicht trennen, sie sind nicht nur sinnlich, sondern verliebt und erwarten und suchen, sich mühelos im Zaum haltend, die Verkörperung des ihnen vorschwebenden Ideals körperlicher und geistiger Vollkommenheit. Darin sind sie vielleicht wählerischer und anspruchsvoller als andre, kühlere und verderbtere Männer, denen die Leidenschaft keinen blauen Dunst vormacht.

* * *

Celzani hatte dieses Ideal seit kurzem in der lombardischen Turnlehrerin Pedani gefunden, die vor drei Monaten, Anfang Dezember zu ihrer Kollegin Zibelli hierher übergesiedelt war und nun im dritten Stock, dem Lehrer

Fassi gegenüber, wohnte, der ihr dazu verholfen hatte, um sich ihre Mitarbeiterschaft an der „Neuen Arena“ gehörig zu sichern. Dieses hochgewachsene, kräftige Mädchen von siebenundzwanzig Jahren, mit breiten Schultern und schlankem Leib, gewachsen wie eine antike Statue, Gesundheit und Kraft atmend, das wirklich eine Schönheit gewesen wäre, wenn ihr Näschen nicht etwas zu kurz, Gesichtsausdruck und Gang nicht etwas zu männlich gewesen wären, hatte ihm vom ersten Augenblick an den Eindruck gemacht, als ob er längst auf sie gewartet, sie herbeigesehnt hätte. Sie war das Urbild des Weibes, wie es ihm seine Schülerträume vorgegaukelt hatten, die Gestalt, die ihn in verschwommenen Umrissen nebelhaft durch seine ganze streng kasteite heißblütige Jugendzeit begleitet hatte. Als er das erste Mal zu ihr hinaufgekommen war, um die Vierteljahrsmiete einzuziehen, war er außer stande gewesen, die Fünffrankenscheine nachzuzählen, die sie ihm in Reih und Glied auf die Kommode legte. Von jenem Tag an hatte sich seine Leidenschaft mit Dampfkraft weiter entwickelt, und sobald er aus ihrem Verhalten Einsicht in ihr inneres Wesen, in ihren ruhigen, kräftigen Charakter gewonnen hatte, dem jede Gefallsucht widerstrebte, der ihr den Eindruck, den sie hervorbrachte, gar nicht zum Bewußtsein kommen ließ und der jede Möglichkeit verliebter Tändelei und Hofmacherei ausschloß, hatte er seine Gedanken unentwegt auf eine Heirat gerichtet. Es war der einzige Weg, ans Ziel seiner Wünsche zu gelangen, und er war entschlossen, ihn einzuschlagen.

Trotz seiner Verliebtheit sah er klar voraus, daß sein Onkel sich aus Vernunftgründen der Heirat mit einer Lehrerin ohne Vermögen, ohne Verwandtschaft widersetzen werde. Doch durfte er hoffen, daß dieser Widerspruch nicht unbesieglich sein werde, und zwar tröstete ihn die eigentümliche Leidenschaft, die der Komtur selbst gefaßt hatte, die einzige, die je in ihm entbrannt war. Er war nämlich Feuer und Flamme für die Förderung des Turnunterrichts in den Schulen, den er selbst während seiner kurzen Thätigkeit als Beisitzender des Schulrats eingeführt hatte. Späterhin hatte er es aufgegeben, selbst dafür zu wirken, bewahrte aber allen

gymnastischen Spielen in Volksschulen, Gymnasien, Privatinstituten die lebhafteste, wohlwollendste Teilnahme und fehlte nie, wenn er als ein verdienter Mitbegründer der „Palästra Turins“ zu öffentlichen Prüfungen und Aufführungen eingeladen wurde. Diese Vorliebe für das Turnen hatte ihn sogar veranlaßt, den Lehrer Fassi, den er vor Jahren in der Palästra kennen gelernt hatte, zu einem Dritteil der sonstigen Miete ins Haus zu nehmen, und dem Fräulein Pedani, die in verschiedenen Schulen Turnunterricht gab und durch ihre Energie als Lehrerin und ihre frisch und flott geschriebenen kleinen Aufsätze in Fachblättern in Ansehen stand, die nämliche Vergünstigung zu gewähren.

Der Sekretär durfte sich also sagen, daß ein Gefühl, das zu einer Ermäßigung des Mietzinses ausreichte, auch den Widerstand gegen seine Heirat beseitigen werde, und die Schwierigkeiten, die er in dieser Richtung fand, schreckten ihn nicht ab. Was ihm aber Grauen einflößte, war das Wagnis, ihr selbst seine Liebe zu erklären! Seit drei Monaten lag er im Kampf mit seiner unüberwindlichen Schüchternheit, die sich noch steigerte, wenn er in Erwägung zog, wie unendlich die Lehrerin ihm an äußeren Vorzügen überlegen sei. Ihren Stundenplan wußte er längst am Schnürchen auswendig, und seit drei Monaten bot er Tag für Tag den größten Scharfsinn auf, um im richtigen Augenblick auszugehen oder heimzukommen und ihr mindestens einmal und auch öfter am Tage auf der Treppe zu begegnen, wobei er ihr dann sein Herz erschließen wollte. Hundertmal war ihm die Begegnung schon gelungen, aber nie hatte er es fertig gebracht, ein andres Wort als die landläufigen nichtssagenden Redensarten über seine Lippen zu bringen. Was half's, daß er sich den Satz vorher einprägte, daß er zwei Gläser feurigen Weins hinunterstürzte wie ein Rasender, daß er aus dem Bewußtsein von der Ehrbarkeit und Ehrlichkeit seiner Absichten Mut schöpfte — sobald er der hohen, kräftigen Gestalt gegenüberstand, schien sie ihn, gleichviel, ob er die Stufe unter ihr oder die Treppenstufe über ihr inne hatte, derart zu überragen, daß all seine künstlich gesteigerte Kühnheit wie ausgebranntes Feuerwerk in sich zusammenfiel. Meist sogar

ging er vorüber, ohne daß er gewagt hätte, den Blick über ihren herrlichen Wuchs hingleiten zu lassen oder von den verblüffenden Schultern bis zum Gesicht zu erheben. Ihre Ruhe und die gleichmäßige, fast knabenhafte Unbefangenheit, womit sie seinen Gruß und seine Bemerkungen erwiderte, sagten ihm, daß sie sein Gefühl nicht einmal erraten habe, und so lebte er dahin, wie ein Wiederkäuer von seiner Liebe zehrend, jeden Tag die Erregung irgend einer neuen Vorstellung hinzufügend und allmählich eine unabsehbare Sammlung von Bildern, worin er einzelne Stellungen, Bewegungen, Wendungen des Körpers festhielt, in seiner Seele anhäufend. Auch einzelne Klänge ihrer Stimme hafteten in seinem Ohr, und diese aufgespeicherten Schätze betrachtete er ohne Unterlaß, musterte sie, vertiefte sich darein, erbaute sich daran mit immer wachsender Wollust und innerer Qual, die ihn keinen Frieden mehr finden ließ. Schließlich hatte er, am Ende seiner Kraft und Selbstbeherrschung angelangt, jenen Brief geschrieben.

* * *

Das Haus, ein Doppelhaus, war wie geschaffen für die Schleichwege und Geheimnisse eines Liebeshandels. Es gehörte zu den ältesten Gebäuden Turins und war, wie man sich erzählte, einst ein Kloster gewesen. Kein Mansardenstock, keine Altane nach dem Hof, nur zwei schlecht beleuchtete Treppen, in jeder Hälfte nur sechs, meist ziemlich kleine, von ruhigen Leuten bewohnte Quartiere. Im ersten Stock des vom Hausherrn bewohnten Teils hauste ein Ingenieur Ginoni, mit dessen Familie Fräulein Pedani verkehrte, weil sein Töchterchen als Zögling der Margheritaschule den ersten Unterricht von ihr empfangen hatte. Außerdem wohnten noch zwei sehr kirchliche und förmliche alte Damen in diesem Geschoß, Schwestern, die niemals die Augen aufschlugen, wenn ein Mann in ihre Nähe kam, im übrigen seelengute Geschöpfe. Anfangs hatten sie Fräulein Pedani aufs höflichste gegrüßt, später aber das Grüßen eingestellt, weil sie durch die Dienstmädchen im Haus erfahren hatten, daß die Lehrerin Vorlesungen besuchte, worin ein Doktor Gamber

über Anatomie und Physiologie in Anwendung auf das Turnen vortrug. Im zweiten Stock wohnte der Hausherr selbst und ihm gegenüber ein alter Gelehrter, ein gewisser Ritter Padalocchi, ein verwitweter und in den Ruhestand getretener Professor, der, wie man sich erzählte, ein furchtbarer Sprachkrittler sein sollte, im übrigen aber lammfromm zu sein schien. Wenn er Fräulein Pedani auf der Treppe traf, so begleitete er sie hinunter und klagte ihr seine Leiden. Der dritte Stock war ganz pädagogisch und gymnastisch, und ohne Zweifel waren die beiden obersten „Parteien" an Wunderlichkeit und Merkwürdigkeit den andern „über". Das Lehrerinnengespann fiel schon durch die große Verschiedenheit auf, die äußerlich zwischen dem Paar bestand und es rätselhaft erscheinen ließ, daß es sich überhaupt zusammengefunden hatte. Fräulein Zibelli war sechsunddreißig Jahre alt und bildete auch äußerlich einen vollständigen Gegensatz zu ihrer Freundin. Zwar groß war sie auch, aber mager und engbrüstig, das Köpfchen hübsch, aber unverhältnismäßig klein, das Gesicht schon verblüht. Nur dem guten Geschmack, womit sie sich zu kleiden verstand, hatte sie's zu danken, daß sie den Eindruck einer gut gewachsenen Person machte, indessen verriet ihr Gang doch ziemlich deutlich, daß ihre Kniee in allzu freundschaftlichen Beziehungen zu einander standen. Als junges Mädchen mochte sie ganz niedlich gewesen sein, denn sie hatte auch ungewöhnlich schönes kastanienbraunes Haar gehabt. Noch sonnte sie sich in dem Ruhm, in der Domenico Berti-Schule das Herz eines jugendlichen Physiklehrers erobert zu haben, der immer rot geworden sei, wenn er eine Frage an sie richtete, aber dieser Ruhm war mittlerweile etwas altbacken geworden und die schönen Haare dünner. Die Bitternis langen einsamen Lebens, wofür sie gar nicht geschaffen war, hatte zwei tiefe Falten an den Mundwinkeln hinterlassen, und in ihren Augen lag eine gewisse flackernde Unruhe, die ein unzufriedenes Gemüt verriet. Im Grund war sie trotz alledem ein gutes Geschöpf, aber Reizbarkeit und Launen schädigten ihre Natur.

Von der ersten Stunde an, wo Fräulein Pedani ihre Kollegin geworden war, hatte sie sich zu ihr hingezogen

gefühlt. Es war die fürsorgliche Liebe einer älteren Schwester zu diesem schönen Mädchen gewesen, das so wenig mit sich selbst und mit der Sorge um seine Häuslichkeit beschäftigt war. Gemeinsam war ihnen die Begeisterung für das Turnen, und die ältere Lehrerin war der jüngeren um so herzlicher entgegengekommen, als sie fast unbewußt die Keime von Neid und Eifersucht, die sich angesichts dieser blühenden Jugend in ihr regten, durch Liebe unterdrücken wollte. Darum hatte sie ihr auch vorgeschlagen, einen gemeinsamen Haushalt zu führen, und so lebten sie nun schon seit zwei Jahren beisammen, indessen hatte die innere Uebereinstimmung dabei nicht zu-, sondern abgenommen. Der erste Zwiespalt war im vorigen Jahr entstanden. Aus Anlaß des großen Turnerkongresses in Turin hatten sich die zwei gymnastischen „Richtungen", der Obermannismus und Baumannismus, scharf geschieden; Fräulein Pedani hatte sich unbedingt auf seiten der jüngeren, kühneren und freieren Schule gestellt, während die ältere Kollegin, ihrer zaghafteren, weiblicheren Art getreu, bei den Gemäßigten geblieben war. Andre Meinungsverschiedenheiten hatten noch tiefer liegende Ursachen und Folgen.

Fräulein Zibelli verliebte sich beinahe täglich und schöpfte mit unglaublicher Leichtigkeit aus irgend einem Blick, einem verbindlichen oder doppelsinnigen Wort, der geringsten Artigkeit, die ihr ein Lehrer, ein Vorgesetzter, ein Vater oder Bruder ihrer Schülerinnen erwies, die Ueberzeugung, daß ihr Gefühl erwidert werde. Immer aber hatte sie bei diesen Anfällen himmelhoch jauchzender Hoffnungsseligkeit den Eindruck, daß die schöne Freundin sich zwischen sie und den mutmaßlichen Liebhaber dränge, daß sie seine Aufmerksamkeit von ihr ab und auf die eigene Person lenke. Daß sie zugeben mußte, daß es wahrscheinlich ohne Wissen und Willen der jüngeren Kollegin geschehe, versöhnte sie nicht, sondern erfüllte sie mit um so größerer Mißbilligung. Daraus entstanden sehr verdrießliche Zustände, Tage, wo ihr die Freundin rein unausstehlich war, wo sie endlose Erörterungen halten konnte über einen Leuchter, den diese nicht an seinen Platz gestellt hatte, wo ihr deren allzu hastiges Aufstehen am

Morgen, ihr verspätetes Erscheinen beim Mittagessen, kurz, alle möglichen Kleinigkeiten Aergernis gaben. Am aufregendsten war, daß ihr Zorn die andre gar nicht zu berühren schien. Dieses kerngesunde Gemüt in gesundem Leib, worin das Blut rasch und warm kreiste, schien durch unausgesetzte fröhliche Thätigkeit gegen alle kleinen Widerwärtigkeiten und Schwierigkeiten des täglichen Lebens gefeit zu sein.

Hatte dann Fräulein Zibellis Herzensphantasie sich eines andern Gegenstandes bemächtigt, so kehrte die überströmende Herzlichkeit und gönnerhafte Freundschaft der ersten Zeit zurück, gerade für so lange, als die Selbsttäuschung vorhielt. Sie leistete ihr Zofendienste, fand ihren Mangel an Ordnungssinn belustigend und sonnte sich in der Bewunderung, womit das schöne Geschöpf von allen angestaunt wurde. Trat dann sachte die Enttäuschung ein, deren Ursache immer die arglose Freundin sein mußte, so stellte sich auch die alte Gereiztheit wieder ein, und je häufiger sich diese Enttäuschungen wiederholten, desto offener und anhaltender wurde die Feindseligkeit geäußert. Jetzt war es schon so weit gekommen, daß sie in den Zeiten der Verstimmung nicht mehr gemeinsam mit ihr zur Schule ging, bei Bekannten scharfe Bemerkungen über sie machte, tagelang neben ihr hin lebte, ohne ein Wort zu sprechen, und ihr vom Morgen bis zum Abend fortgesetzt Unannehmlichkeiten bereitete. Aber nicht ein einziges Mal gelang es, Maria Pedani in Harnisch zu bringen. Gab es eine Erörterung über irgend eine Frage, so stimmte sie der Kollegin bei, wenn sie deren Meinung war, im andern Fall brachte sie ihre Ansicht ruhig vor, immer sachlich und ausschließlich mit dem Gegenstand selbst beschäftigt, und wenn Fräulein Zibelli grundlos maulte, so begnügte sie sich, ihr manchmal einen neugierigen verwunderten Blick zuzuwerfen, setzte aber dabei ganz gelassen und selbstverständlich ihre Beschäftigung fort und blieb unwandelbar in ihrer ehrlichen, mannhaften Freundschaft, die keine Zärtlichkeiten, aber auch keine Grillen kannte, die nicht allzu viel gab, aber noch weniger forderte.

Die jüngst vergangenen Stürme hatte der Lehrer Fassi verschuldet, für den Fräulein Zibelli eine glühende Neigung gehegt und dessen endlose Verhandlungen über

Gymnastik mit ihrer Kollegin sie furchtbar erbittert hatten. Damals war sie auf dem Sprung gewesen, den häufig geäußerten Vorschlag einer Trennung zur That zu machen, allein die Macht der Gewohnheit, ein Rest von Gutmütigkeit und der Umstand, daß sie keinen triftigen Grund dafür geltend machen konnte, hatten sie davon abgehalten. Mehr als all dies aber war in die Wagschale gefallen, daß sie sich jetzt von dem Sekretär geliebt glaubte und deshalb nicht ausziehen mochte. So war sie also geblieben, ja, sie umgab die Freundin aufs neue mit schwärmerischer Liebe.

* * *

Auch diese Verhältnisse gingen an Fräulein Pedani spurlos vorüber. Sie lebte nur in einem Gedanken, nur für das Turnen. Weder Ehrgeiz, noch Lust am Sport beseelten sie dabei, sondern die tiefe Ueberzeugung, daß ihr und andrer ausgebildetes und verwirklichtes Ideal der Turnkunst als Erziehungsmittel zu einer Erneuerung der Menschheit führen werde. Die Vorliebe für diesen Zweig des Unterrichts entsprang ganz folgerichtig ihrer männlich angelegten, jeder Verweichlichung und Süßlichkeit in der Erziehung abgeneigten Natur. Von jeher hatte sie in den Aufsätzen ihrer Schülerinnen derartige Regungen unbarmherzig gegeißelt und ebensowenig den Gebrauch landläufiger Vornamen aus dem Kalender geduldet. Seit nun das Turnen unter dem Ministerium Desamtis einen großen Aufschwung genommen hatte und durch Baumanns Fürsprache in weiteren Kreisen Anklang fand, war ihre Vorliebe dafür zur Leidenschaft angewachsen, die ihr in der pädagogischen Welt von Turin eine gewisse Berühmtheit eingetragen hatte. Außer dem Turnunterricht an der Mädchenschule Monviso, wo sie auch Klassenlehrerin war, wirkte sie an der Margheritaschule, an dem Institut für Militärwaisen, an einer Mädchenschule des Soccorso und bei den Kindern der Aktionäre, die in Turin die Paläſtra gegründet hatten, und überall wußte sie ihre eigene Begeisterung auf die Schülerinnen zu übertragen. Es war offenbar ihre natürliche Bestimmung, sich ganz und gar dieser Sache hinzugeben. Nicht nur daß es ihr mit Leichtigkeit

gelang, auch die allerschwierigsten männlichen Uebungen an Leitern und Sprungpferd selbst auszuführen, sie hatte sich auch durch unausgesetztes Studium eine unerreichte Meisterschaft in der Theorie erworben, und alle Schulinspektoren bewunderten ihre Geschicklichkeit in Erfindung der mannigfaltigsten, zweckmäßigsten Uebungen, die sie selbst zusammensetzte und deren Ausführung unter ihrem kräftigen Befehl trefflich gelang, weil die Bewegungen rasch, leicht und gleichzeitig erfolgen mußten. Dabei kam ihr das scharfe Auge zu gute, dem auch bei der größten Schar von Schülerinnen nicht die kleinste Nachlässigkeit oder Regelwidrigkeit in Haltung und Bewegung entgehen konnte. Jetzt machte sie wieder einen Anatomiekursus in der Palästra mit, wie sie es vor zwei Jahren schon einmal gethan hatte. Eifriges Studium in Büchern ergänzte die Vorträge, und so war sie wirklich im stande, ihren Unterricht auf mehr als gewöhnliche Kenntnis des Körperbaus und der Hygieine zu gründen. Auf den ersten Blick erkannte sie, ob eine Schülerin richtig gebaut sei zum Turnen oder nicht; sie untersuchte ungleiche Schultern, Anlage zu Verkrümmungen des Brustkorbs, krumme Kniee, vorstehende Becken und gab sich alle Mühe, solche Mängel durch besondere Uebungen zu verbessern. Mit mütterlichem Eifer trug sie die Sorge um solche Kinder im Sinn und hatte oft genug noch einen Kampf mit den leiblichen Müttern auszufechten, bis sie ihnen die Richtigkeit ihres Vorgehens klar gemacht hatte. Sie führte einen erbitterten Krieg gegen gekrümmte Schultern und zu enge Kleider, ja über manche Schülerinnen legte sie sich ein Verzeichnis der Maße und des Gewichts an, um sich über die Wirksamkeit ihrer Maßregeln zu vergewissern; auf eigene Kosten hatte sie sich einen Kraftmesser angeschafft, jetzt legte sie jeden entbehrlichen Centime zurück, um mit der Zeit ein Instrument zur Bemessung der Atmungskraft anschaffen zu können, und ihr Sehnen war, daß auch genaue Maße für Schönheit der Haltung, für Mißbildung, für die Fähigkeit, sich im Gleichgewicht zu halten, kurz für jede Einzelheit der Körperentwickelung erfunden würden. In ihren Freistunden beschäftigte sie sich mit technischen Fragen, verfolgte alle Er-

gebnisse der Turnerkongresse, schrieb sich die sachlichen Erörterungen heraus, las auch jedes fremdsprachliche Werk über diesen Gegenstand, wenn sie es in Uebersetzung erhalten konnte, und studierte pünktlich die zehn in Italien erscheinenden Fachzeitungen für Gymnastik, wovon mehrere ihre Mitarbeiterschaft gesucht hatten. Einer von ihren Aufsätzen über „den praktischen Wert des Sprungs“, der mit Feuer und Geist geschrieben war, hatte die bewundernde Aufmerksamkeit des Lehrers Fassi erregt und die persönliche Freundschaft mit ihm eingeleitet.

Von Fassis Seite war diese nicht uneigennützig; er beherrschte zwar sein Fach und hatte auch selbständige Gedanken, aber die Fähigkeit gewandten Ausdrucks mangelte ihm gänzlich, ja selbst mit der Grammatik stand er auf gespanntem Fuß. Diesen Mangel ergänzte Maria Pedani aufs glänzendste; sie verwandelte seine Andeutungen in gut geschriebene Artikel, die er ganz unbefangen mit seinem Namen unterzeichnete. Da es ihr nur um die Sache zu thun war und keinerlei Eitelkeit ins Spiel kam, focht diese Ausnützung sie wenig an. Ganz in ihren Pflichten aufgehend, vom Morgen bis zum Abend von einem Ende der Stadt zum andern eilend, bei Tisch, außer wenn sie in Gesellschaft war, immer lesend, war sie mit sich selbst höchstens dann beschäftigt, wenn sie ihre Uebungen ausführte, und in ihrem Apostelamt für die Verbesserung des menschlichen Geschlechts ward sie weder der Glutblicke inne, die ihrer herrlichen Gestalt von allen Seiten zuflogen, noch des Neids und der Eifersucht, die diese erregten. Manche, die sie näher kannten, verfielen daher auf die Vermutung, daß sie ein Weib ganz besonderer Art, zarter Regungen unfähig und unzugänglich für Liebe sei, und der Ingenieur Ginoni, der sich scherzhaft mit ihr zu unterhalten liebte, nannte sie gerne die „unverwundbare Herzentöterin“. Was diese Vorstellung zu rechtfertigen schien, war, daß sie ihr Aeußeres bis auf die Reinlichkeitspflege arg vernachlässigte. Einmal hatte sie den Hut verkehrt auf dem Kopf, ein andres Mal war der Mantel ohne Knöpfe oder sie ging in Hausschuhen aus, immer machte sie viel zu lange Schritte, ließ ihrer Kehle Baßtöne entschlüpfen,

daß die Leute sich verwundert nach ihr umdrehten, und konnte gelegentlich ein Zungen-R erschallen lassen, das an das Gekreische eines Meerdrachens erinnerte. Aber einerlei, all ihre Mängel und Absonderlichkeiten, auch das jäh abbrechende Stumpfnäschen, konnten die sieghafte Schönheit dieses jugendlichen Dianenkörpers nicht entstellen.

* * *

Die beiden Lehrerinnen hatten eine gemeinsame Aufwärterin und ein gemeinsames Wohnzimmer, woran zu beiden Seiten die getrennten Schlafstuben stießen, die genau so verschieden waren, als die Gemütsart der Bewohnerinnen. Fräulein Zibellis Gemach war zierlich und sauber gehalten, die Wand mit Pastellbildchen bedeckt, die sie in früheren Zeiten selbst gemalt hatte, alles überzogen mit Häkel- und Stickarbeiten, vollgepropft mit Papier-, Wachs- und Porzellanblumen, mit Lichtschirmen, Staffeleien und anderm Kram, alles aus ihrer kunstfertigen Hand hervorgegangen, dazwischen Bücherständer mit bestickten Vorhängen, worauf zahlreiche französische Romane zwischen den Schulbüchern versteckt waren, denn ihr Geschmack in der Litteratur war so wechselvoll als ihre Stimmungen. Zu Zeiten zog sie sich in ein geistiges Kloster zurück, versenkte sich ganz in pädagogische und gelehrte Schriften und verbannte jedes weltliche Buch, um den Versuchungen ihrer eigenen Phantasie zu entrinnen. Bei Maria Pedani dagegen sah es allezeit aus wie in einer Trödlerbude, die Kleider lagen durcheinandergeworfen umher, Turnblusen aus dunklem gestreiftem Baumwollzeug hingen an Nägeln, in einer Ecke lehnte ein Jägerscher Turnstab, unter dem Bettrand blickten zwei Paare Hanteln hervor, Ledersandalen für Fußübungen lagen umher, und die verschiedenen Nummern der verschiedenen Fachschriften schienen fortwährend Spaziergänge zu unternehmen. Zu Häupten des Bettes hing neben einem Abreißkalender für Schulzwecke in goldenem Rahmen der ihr von einer Schülerin kalligraphisch geschriebene Vers von Parini:

„Was vermag nicht eine Feuerseele,
Wenn des Körpers Kraft ich stähle!"

Ihre Bücherei bestand aus einem Gebirge von aus dem Leim gegangenen Bänden, die auf einem Tischchen aufgestapelt waren, eine wahre Sammlung von Handbüchern der Gymnastik, von Turnlitteratur, Anschauungstafeln, Abhandlungen über Hygieine, das Schwimmen, Radfahren und den Bergsport, denn ihr feuriger Sinn umfaßte jede Art von Leibesübung mit gleicher Begeisterung. Was aber ihrer Kemnate ein ganz absonderliches Gepräge verlieh, das war die Unzahl von Bildnissen, die meist aus illustrierten Zeitschriften geschnitten und mit Reißnägeln an die Wand geheftet waren, wie im Zelt eines fliegenden Buchhändlers. Neben Baumann, der sich glänzend ausnahm, erblickte man die Köpfe aller verdienten Turner Italiens und Deutschlands, dann ein farbiges Porträt von Ida Lewis, die vom amerikanischen Staat für die Rettung von zwei Schiffbrüchigen mit einer goldenen Medaille geehrt worden war, und andre Größen. Dieser Raum diente ihr als Schlaf- und Studierzimmer, Paläſtra und Schule, denn hier machte sie jeden Morgen gleich nach dem Aufstehen selbst ihre Uebungen und gab auch einzelne Privatstunden. Nebenbei war es auch ein zweites gemeinsames Wohnzimmer, denn in Zeiten guten Einvernehmens pflegte Fräulein Zibelli häufig zum Plaudern herüberzukommen und sich an dem grausen Durcheinander zu ergötzen.

* * *

Auch heute abend saßen die beiden Damen nach dem Abendbrot gegen sieben Uhr beim Schein einer Benzinlampe an einem kleinen Tischchen in diesem Zimmer. Fräulein Pedani durchblätterte Doktor Orsolatas „Ringgymnastik“, wobei ihr die Freundin zärtlich den Arm um den Hals gelegt hatte, als die Hausmeisterin mit dem Brief des Sekretärs hereinkam.

Fräulein Pedani hieß sie näher treten, um ihr abermals einzuschärfen, was sie ihr seit Wochen predigte, nämlich ihr Kind nicht zu quälen. Die Frau hatte ein Töchterchen, das, wie sie sich ausdrückte, buckelig werden wollte, und da hatte sie sich von einem orthopädischen Instrumentenmacher

in der Nachbarschaft ein Mieder mit Metallschienen aufschwatzen lassen, das die Brust zusammenpreßte und dem Kind Folterqualen bereitete. Fräulein Pedani verlangte nun, daß sie dieses Marterwerkzeug, möglicherweise die Veranlassung eines Lungenleidens, wegwerfen und das Mädchen ihrer Behandlung anvertrauen solle, aber die Mutter hatte keinen Glauben daran und gab heute wie immer zur Antwort: „Da thut's das Turnen nicht, Fräulein!"

„Sie sind erbarmungswürdig verblendet!" rief die Turnlehrerin.

Nachdem die Frau hinausgegangen war, betrachtete sie die ihr unbekannte Handschrift des Briefumschlags. Fräulein Zibelli machte Anstalten, sich zurückzuziehen, aber es geschah so widerstrebend, daß die Freundin sie ermunterte, ruhig dazubleiben. Geheimnisse hatte sie ja weder vor ihr, noch vor andern.

Jetzt schnitt sie den Umschlag auf, besah sich die Unterschrift und fing dann, ohne irgend welche Ueberraschung zu verraten, zu lesen an. Als sie aber zu Ende war, hielt sie den Kopf gesenkt und blickte lächelnd auf das Blatt; offenbar traten all die Anzeichen, woraus sie das Nahende längst hätte ahnen können, jetzt zum erstenmal vor ihren Sinn.

Vor Neugier beinahe vergehend, hätte Fräulein Zibelli für ihr Leben gern nach dem Inhalt des Briefes gefragt, aber dieses nachdenkliche Schweigen benahm ihr den Mut, doch folgte sie jeder Bewegung der geliebten Freundin mit Spannung. Diese stand jetzt auf, warf den Brief geistesabwesend in die Schublade ihres Büchertischs, trat vor den Kleiderschrank und holte ihren Hut. Jetzt besann sich Fräulein Zibelli darauf, daß die Turnerin ja heute abend in den Alpenklub gehen wollte, um einen Vortrag der Gräfin Palazzi-Laraggi über „Bergbesteigungen durch Frauen" zu hören. Sofort stieg ein Gedanke in ihr auf, um aber jedem Verdacht vorzubeugen, bemerkte sie lächelnd: „Aha! Du hast Geheimnisse!"

„Nein, es ist kein Geheimnis," erwiderte die Kollegin. „Ich werde dir's nachher sagen."

Damit setzte sie ihren Hut auf und ging.

Mit einem Scherz begleitete die Aeltere sie zur Thüre, versicherte sich dann, daß die Aufwärterin in der Küche beschäftigt war, und kehrte leisen Schritts ins Zimmer ihrer Freundin zurück, wo sie den Brief aus der Schublade nahm und zuerst mit entfärbten Lippen die Unterschrift anstarrte. Dann las sie ihn von A bis Z und geriet in eine solche Wut, daß ihre Blicke wild im Zimmer umherschweiften, als ob sie in Versuchung wäre, alles kurz und klein zu schlagen. Also auch diesen hatte sie ihr abspenstig gemacht! Dieses heimtückische Geschöpf! In diesem Augenblick wäre sie imstande gewesen, ihr die Augen auszukratzen! Was sie am meisten außer sich brachte, war der Umstand, daß der Brief zwar keinen regelrechten Heiratsantrag enthielt, daß aber aus der beinahe belustigenden Feierlichkeit jedes Worts klar und deutlich hervorging, daß der Verfasser keine leichtfertige Liebschaft anbändeln wollte, sondern daß seine Erklärung wohl überlegt und der Ausfluß einer lange gehegten Leidenschaft war, der die ernsthaftesten Absichten zu Grund lagen. Und sie hatte sich derart täuschen, hatte den beiden noch Vorschub leisten können bei ihren Begegnungen! Sie schleuderte den Brief in die Schublade zurück und lief ein paarmal im Zimmer auf und ab, als ob sie am Ersticken wäre. Eine kleine Rache wenigstens mußte sie sofort haben, deshalb strich sie hastig ihre Haare glatt, verließ ihre Wohnung, ging quer über den Vorplatz und klingelte, ihr Gesicht, so weit es anging, zur Heiterkeit zwingend, an der Wohnung des Lehrers Fassi.

*　　*
*

Mit der sauren Miene, die sie für Fräulein Pedanis Besuche immer bereit hatte, that ihr dessen Frau auf. Als sie aber die ältere Kollegin ihres Mannes erkannte, verzogen sich die Gewitterwolken, und Fräulein Zibelli wurde freundlich in die kleine Wohnstube mit ihren kahlen, hell tapezierten Wänden geführt, worin vier Rangen an dem erst halbwegs gedeckten Tisch einen Höllenlärm verführten. In Frau Fassi eine Bundesgenossin gegen Maria Pedani zu finden, dessen durfte Fräulein Zibelli sicher sein,

denn die rundliche, etwa vierzigjährige, im Hause stets sehr nachlässig gekleidete Frau mit dem Haifischrachen, billigte deren vertrauten Verkehr mit ihrem Gatten ganz und gar nicht. Sie war sehr eifersüchtig auf seine sechsunddreißig Jahre und hatte eine merkwürdig hohe Meinung von seiner männlichen Schönheit, die in nichts anderm bestand, als in einer martialischen Haltung und einem Schnurrbart, dessen Spitzen über die Ohren hinausragten und der einem Korporal Ehre gemacht hätte. Der Nebenbuhlerin offen entgegenzutreten, hätte sie indes nicht gewagt, denn sie lebte in der Furcht des Herrn.

Fräulein Zibelli erklärte, daß sie nur gekommen sei, um sich ein wenig zu zerstreuen, war sehr heiter und liebenswürdig, that den Kindern schön, hüpfte im Zimmer umher und lauerte auf eine Gelegenheit, ihr Herz zu erleichtern. Diese schien ihr gekommen, als Frau Fassi die Frage hinwarf, ob sie heute abend allein sei.

„Ja, Maria ist ausgegangen,“ erwiderte sie. „Und überdies hab' ich nicht mehr viel von ihr . . . die hat andres im Kopf!“

Frau Fassi, die treppauf oder treppab immer dreiviertel Stunden unterwegs war, weil sie mit jedem Begegnenden in ihrem weinerlichen Ton schwatzen mußte, mit Vorliebe mit dem Sekretär, den sie über die Verhältnisse der Mieter ausholte, legte sofort die größte Wißbegierde an den Tag, so daß Fräulein Zibelli, die ohnedies nicht mehr an sich halten konnte, ihr alsbald in erzwungen heiterem Ton das Liebesgeheimnis des Sekretärs anvertraute. Von dem Brief schwieg sie dabei weislich.

Offenen Mundes starrte die Lehrersfrau sie an; die Sache kam ihr ganz unglaublich vor.

„Woher wissen's Sie denn?“ fragte sie endlich.

„Ich weiß es gewiß,“ lautete die Antwort.

„Und . . . und . . . heiraten will er sie?“

Fräulein Zibelli bedeutete durch ein Kopfnicken, daß daran gar nicht zu zweifeln sei.

„Der Mann ist verrückt,“ erklärte Frau Fassi mit unverhohlener Verachtung. „Ja . . . und sie?“

„Sie? Ach, bis jetzt spielt sie die Gleichgültige, aber sie wird sicher mit beiden Händen zugreifen!“

„Pah!“ rief die Familienmutter nach einiger Ueberlegung. „Der Herr Sekretär wird sich schon noch anders besinnen!“

„Worauf soll er sich denn besinnen? Ehrwürden Celzani ist eine harmlose Seele; für ihn ist ein Mädchen von dreißig kaum älter als eins von fünfzehn Jahren!“ warf Fräulein Zibelli giftig hin, sicher, daß sie hier ihren bösen Samen in günstiges Erdreich säe. „Weil e r die Welt nicht kennt, nimmt er an, andre wüßten auch nichts davon. Ich möchte drauf wetten, daß er nicht einmal weiß, daß Maria ein halbes Dutzend Stellen hatte, ehe sie nach Turin kam. Nun, das weiß man ja, was die Dorfschullehrerinnen für Abenteuer erleben,“ setzte sie mit hämischem Kichern hinzu, „und sie hat's sogar so weit gebracht, daß man in den Zeitungen davon lesen konnte ... ein Versaglieriroman, nichts mehr und nichts weniger! Ja, es gibt wunderliche Käuze auf dieser Welt.“

Von ihrer Wut hingerissen, wollte sie ihre Schleusen noch weiter aufziehen, als ein heftiges Klingeln ertönte, wobei die Kinderschar jäh verstummte. Die Frau eilte hinaus, um ihrem Mann die Thür zu öffnen, der in höchster Erregung mit einer Nummer der Turiner Zeitung in der Hand hereinstürmte.

Mit einer flüchtigen Verbeugung gegen die Lehrerin wandte er sich mit dem Zeitungsblatt an seine Frau.

„Da gibt's was Neues! Ein Esel von einem Tanzmeister fällt in der Turiner Zeitung über mich her, weil ich letzte Woche in der ‚Neuen Arena‘ den Tanz als untergeordneten Zweig der Gymnastik bezeichnet habe! Als ob sie nicht den ganzen Menschen verlangte! Als ob ich dem Ringelreihenspringer mit dieser Bemerkung nicht noch eine Ehre angethan hätte! Aber ich werde diesem anmaßenden Beinverdreher in meinem nächsten Aufsatz heimleuchten, und zwar wie!“

Seinen Artikel entwerfend, rannte er mit großen Schritten im Zimmer hin und her.

„Es ist wirklich an der Zeit, diesen unwissenden Dummköpfen ein Licht aufzustecken! Das Publikum macht nächstens keinen Unterschied mehr zwischen einem Professor der Gymnastik und einem Zirkusakrobaten! Oho, meine Herren, der Turnlehrer ist ein Mann der Wissenschaft! Er muß die Theorie der Gymnastik, die Nutzanwendung der Anatomie, die Pädagogik und Hygieine, die Geschichte und Technologie der Gymnastik, die Konstruktion der Geräte, die Einrichtung der Palästra in- und auswendig kennen, und er muß vor allem ein Künstler sein! Eselsköpfe! Hat denn auch nur einer eine Ahnung davon, daß ein Menschenleben daran gesetzt werden muß, um nur alle Uebungen im Kopf zu haben? Daß über die Aufstellung der Geräte allein Bücher geschrieben werden könnten? Und dann, überzeugt euch doch, über welche Hilfswissenschaften der Turnlehrer verfügen muß . . .“

Er nahm ein Blatt aus einer Mappe, worauf er sich mit Hilfe algebraischer Formeln von einem Mathematiker die Zahl der bei den Stabübungen vorkommenden Bewegungen hatte berechnen lassen, denn Fassis Steckenpferd war es, die Gymnastik nicht nur in seinen eigenen, sondern auch in andrer Augen möglichst verwickelt und schwierig hinzustellen. Ihm schwebte dabei nicht, wie Maria Pedani, das Wohl der Menschheit als Ideal vor, nein, er vergötterte seine „Wissenschaft“, weil er persönlichen Ruhm davon erhoffte. Er unterrichtete an den verschiedensten Lehranstalten Turins, sowie auch im Turnverein und gab sich überall Mühe, seine Auffassung der Gymnastik zur Geltung zu bringen.

„Die gesündeste Nation wird immer die erste Nation der Welt sein,“ hatte irgend ein berühmter Mann gesagt. „Die Gesundheit beruht auf der Gymnastik,“ folgerte Fassi, „daher müssen alle großen Geister, alle Regierungen, die ganze Gesellschaft in ihren Dienst treten; die Gymnastik muß an die Spitze der Wissenschaften gestellt werden.“

Daß die Turnlehrer also den eigentlichen Adel der Nation bildeten, ging ihm aus dieser Anschauung als selbstverständlich hervor, solange es aber noch nicht allgemein anerkannt war, trachtete er mittelst mannigfaltigen Streber-

tums wenigstens für seine Person nach Berühmtheit. Sein Ehrgeiz war besonders auf die Erfindung eines neuen Turngerätes gerichtet, das seinen Namen tragen und verewigen sollte.

Von neuem zog er über den Tanzmeister los und klagte sich selbst an, die Gymnastik entweiht zu haben, indem er die Tanzkunst auch nur als Nebenzweig habe gelten lassen; er habe sich dadurch zum Mitschuldigen der Akrobaten gemacht, die sich auch ihren erhabenen Namen aneignen. Dann fiel er über die Regierung her, die trotz der Vorstellungen des zweiten Turnerkongresses, den „Scheuernpurzlern“ bis heute noch nicht verboten habe, „turnerische Uebungen“ anzukündigen, ein Unheil, dem man ein für allemal hätte abhelfen können, wenn man, seinem Antrag gemäß, in allen Schulen die vornehmere und richtige Bezeichnung: „Körperbildung“ dafür eingeführt hätte.

„Nun ... und was gibt's Neues?“ fragte er dann ganz unvermittelt die Lehrerin.

An ihrer Stelle teilte ihm seine Frau die große Neuigkeit mit, daß Ehrwürden Celzani die Maria Pedani heiraten wolle. Die Nachricht rief auf den Zügen des biederen Fassi nicht den Ausdruck rasender Eifersucht hervor, den die Gattin erwartet hatte. Sein Gefühl für das schöne Mädchen war in der That nichts weiter, als die Bewunderung eines Mechanikers für eine tadellose Maschine, und es war ihm nie in den Sinn gekommen, etwas andres in ihr zu sehen, als ein Werkzeug seines Ehrgeizes. Gleichwohl behagte ihm diese Neuigkeit gar nicht, denn er sah voraus, daß sie sich ihm als Frau minder hilfreich erweisen, und dieser Sekretär ihm also seinen Stil wegschnappen werde.

„Unsinn!“ brummte er. „Eine Meisterin der Gymnastik wie sie soll nicht heiraten, sie soll sich ihrem Beruf erhalten wie ein Soldat und an Leib und Seele frei bleiben. Fräulein Pedani soll sich ihrer Sendung weihen, und ihre Sendung ist es nicht, Kinder in die Welt zu setzen, sondern die der andern gerade zu biegen. Sie wird auch keine solche Dummheit machen ... ich werde ihr abreden ... wie dieser Kopfhänger nur darauf gekommen sein mag, sich in

solch ein schönes Mädchen zu verlieben?" setzte er beiläufig hinzu.

Frau Fassi wagte es, Marias Schönheit ein wenig in Zweifel zu ziehen, jedenfalls finde sie, daß der Sekretär vornehmer aussehe und überdies sehe man ihr von weitem an, daß sie gefühllos sei. Auch Fräulein Zibelli konnte diese Bewunderung nicht so unbedingt teilen. Eine schöne Figur, ja, das sei aber auch alles; im übrigen nicht einmal feingliedrig und entschieden zu dick. Keinerlei Anmut, von einem Ungeschick, daß sie im Haus alles zerbreche, ein Gang wie ein Elefant!

Der Lehrer zuckte die Achseln.

„Darauf kommt's gar nicht an," erklärte er. „Jedenfalls ist das Mädchen kein Bissen für Celzanis Zähne ... er ist ein Schafskopf, und sie eine talentvolle Person, das kann kein Mensch bestreiten."

„Talentvoll!" wiederholte die Gattin mit einem Blick auf Fräulein Zibelli. „Mein Mann korrigiert all ihre Artikel."

Fräulein Zibelli wußte ganz genau Bescheid, wie es um diese schriftstellerische Arbeitsteilung stand, lächelte aber gläubig.

„Es fehlt an der Syntax," bemerkte sie wichtig. „Sie schreibt sprunghaft."

„Das ist richtig," pflichtete ihr Fassi bei. „Was die Zeitungsschreiberei betrifft, thäte sie allerdings besser, sich mit einer bescheideneren Rolle zu begnügen, mehr im Hintergrund zu bleiben. Es gibt auf dem Gebiet der Gymnastik Fragen, an die eine Frau sich nicht heranwagen kann und soll. Aber, dabei bleibt's ... Ehrwürden Celzani soll sie nicht heiraten, dafür sorge ich! Ich werde ihm schon einen Floh ins Ohr setzen!"

Ein Klingeln unterbrach seinen Redestrom. Es war Maria Pedani selbst, die schon vom Alpistenklub zurückkam, weil der Vortrag nicht stattgefunden hatte, und nun die Freundin abholen wollte. Sie trat ins Zimmer, aber setzen wollte sie sich nicht. Ihre Haut war von der frischen Abendluft rosig angehaucht, sie atmete stärker mit weit geöffneten

Nüstern, die breite Brust hob und senkte sich stürmisch und die ganze Erscheinung, die sich dunkel von den hellen Wänden abhob, war so schön in der Umrißlinie, so voll Jugendkraft und Feuer, daß die Mutter Fassi ein Gespräch mit ihren Sprößlingen anknüpfte, nur um das bewunderungsvolle Schweigen zu brechen, womit diese die Lehrerin anstarrten.

„Ich möchte dich abholen," erklärte sie der Freundin, wobei Stimme und Betonung mehr die eines Ehemanns als einer jüngeren Kollegin waren.

Fräulein Zibelli stand auf; man wechselte noch ein paar Worte, und dann gingen beide, wobei Marias schön gewölbte Schultern für einen Augenblick den ganzen Thürrahmen ausfüllten.

„Blindheit kann man ihm nicht zum Vorwurf machen, diesem Duckmäuser," brummte Fassi, der stattlichen Gestalt nachblickend.

„Auf dem Standesamt waren sie noch nicht," bemerkte die Gattin mit pfiffigem Gesicht.

* * *

Den ganzen Tag über und am folgenden Morgen befand sich der Sekretär in peinvoller Ungewißheit, ob er eine schriftliche Antwort abwarten, oder sein Herz in beide Hände nehmen und sie sich mündlich erbitten solle. Schließlich beschloß er, kühn zu sein, und zu der Stunde, wo Maria Pedani, wie er genau wußte, jeden Sonntag allein ausging, um sich nach der Palästra zu begeben, stand er hinter der Glasthüre seiner Wohnung, fleißig hervorspähend, um sie die Treppe betreten zu sehen. Wer ihn beobachtet hätte, würde ihm die Ausführung eines schweren Verbrechens zugetraut haben, so erregt war der ganze Mensch, so schwer wurde ihm das Atmen. Endlich ein Geräusch! Rasch streckte er den Kopf vor, aber es war nur der alte Professor Padalocchi, der, ganz in seinen schäbigen Pelzmantel eingewickelt, seinen täglichen Gesundheitsspaziergang machen wollte. Einen Augenblick darauf ertönte wirklich Marias Schritt, aber — wehe ihm! — die Gelegenheit war trotz allen Aufpassens schon verpaßt. Die Lehrerin holte den Alten auf dem ersten Treppenabsatz ein, blieb stehen und begann mit ihm zu

sprechen. Jedes Wort ihres Gesprächs drang ans Ohr des verzagten Liebhabers und schnitt ihm ins Herz. Padalocchi beklagte sich über ein neues Leiden: das Atmen werde ihm so schwer.

„Warum versuchen Sie's nicht mit Lungengymnastik?“ fragte die Lehrerin.

Der alte Herr lächelte ungläubig, sie aber fuhr eindringlich fort: „Es ist mein voller Ernst, Herr Professor, es gibt kein besseres Mittel. Versuchen Sie nur morgens gleich nach dem Aufstehen regelmäßig lang und tief zu atmen ... sehen Sie, auf diese Weise! ...

Sie machte es dem alten Herrn vor, wobei dem Sekretär heiße Blutwellen zu Kopf stiegen.

„Fangen Sie mit zehn oder zwanzig Atemübungen an und steigern Sie die Zahl täglich, wenn möglich um weitere zehn. Nach Verlauf von vierzehn Tagen werden Sie eine merkliche Besserung fühlen. ... Das Mittel ist unfehlbar, ich bürge Ihnen dafür. Ich selbst mache jeden Morgen hundertunddreißig Atemübungen.“

Der Professor schien bekehrt zu sein und dankte ihr für den Rat.

„Nur versuchen, und dann erstatten Sie mir Bericht. Ich kann Ihnen auch ein Buch leihen mit ganz genauen Vorschriften ... Auf Wiedersehen!“

Damit beschleunigte sie den Schritt. Noch hatte der Sekretär eine leise Hoffnung, ihre Gesinnungen aus der Art und Weise erraten zu können, wie ihr Blick im Vorübergehen seine Glasthüre streifen würde, aber sie sah überhaupt nicht hin, was ihm das Herz zerschnitt. Immerhin hatte er noch Zeit, sie unter dem Thorbogen einzuholen und wenigstens mit den Augen seine Frage an sie zu richten, aber als er sich gerade die Treppe hinunterstürzen wollte, schrie ihm eine Stimme ins Gesicht: „Lieber Sekretarius ...“

Zum Henker! Das war nun der Ingenieur Ginoni, der, wie alljährlich, die Treppe heraufkam, um Celzanis Onkel und ihn selbst zur Teilnahme an einem kleinen Familienfest einzuladen, womit heute abend der Geburtstag seiner Zwillinge gefeiert werden sollte. Nun war also auch diese

Möglichkeit einer Begegnung verscherzt, nun mußte er einen Brief abwarten.

* * *

Es war keine große Gesellschaft bei den Ginonis an diesem Abend. Der Professor Padalocchi hatte nicht kommen können, Fräulein Zibelli hatte keine Lust gehabt, und der Hausbesitzer war auch nicht erschienen. Um den großen runden mit Fruchtschalen und Süßigkeiten, mit sizilischen und sardinischen Weinen besetzten Tisch im Eßzimmer war heute nur die Familie versammelt, Maria Pedani und drei kleine Freundinnen des Töchterchens samt ihrer Großmama, die in der andern Hälfte des Doppelhauses wohnte. Die Jugend, die also in der Ueberzahl war, verlieh dem kleinen Kreis Anmut und Frohsinn, und der Schein der großen Gaslampe vergoldete einen schönen Kranz blonder Köpfe. Das eine Geburtstagskind, ein dreizehnjähriges Mädchen, in der Margheritaschule Fräulein Pedanis Schülerin im Turnen, glich dem etwas kleineren Zwillingsbruder, einem Tertianer, auf ein Haar. Der älteste Sohn war einundzwanzig Jahre alt, studierte Mathematik und war ein vorzüglicher Radfahrer, dazu ein feuriger blonder Jüngling mit verfänglichen Augen, der seinen Stuhl so nahe an den der schönen Lehrerin gerückt hatte, daß sie sich immer zurückbiegen mußte, um nicht seine Schulter zu streifen. Er war der Abgott seiner Mama, die selbst noch nicht vierzig Jahre alt war, ein Frauchen von schlangenhafter Geschmeidigkeit, mit einer schmalen, aristokratischen Nase, elegant, arbeitsscheu und wohlwollend, solange man ihre blinde Vergötterung des Sohnes unangetastet ließ. Das ansprechendste Glied der Familie war eigentlich der Ingenieur selbst, ein schöner, ergrauender Fünfziger, stark im Arbeiten, stark im Reden, stark im Humor, ein Mann, der lebte und leben ließ und gar nicht an Eigendünkel litt. Beide Gatten waren der Lehrerin Pedani herzlich zugethan, teils weil ihre Tüchtigkeit und Eigenart sie anzogen, teils weil ihr Töchterchen für sie schwärmte. Der einzige Mißstand bei diesem Verhältnis war, daß die Ginonis eine ausgesprochene Abneigung gegen das Turnen hatten,

und zwar weil vor Jahren ein Neffe von ihnen in Mailand vom Reck gestürzt war und den Arm gebrochen hatte.

„Unsre Freundschaft endet an der Schwelle der Palästra," bemerkte Ginoni gern, wenn er Fräulein Pedani auf der Treppe begegnete, oder er rief im Vorübergehen: „Pereat die Turnerei!" und bei jedem Zusammensein gab es Neckereien und Streit über diesen Punkt.

Auch heute kam natürlich die Rede darauf. Um die neue Lehrmethode anzufechten, erzählte der Ingenieur, daß er im vorigen Jahr in der Militärwaisenschule von San Domenico, wo er das Gebäude zu untersuchen gehabt, die Mädchen bei Ausführung der „Gangrhythmen" beobachtet habe. O, das Ding habe sich recht hübsch angesehen! Hundertundfünfzig große Mädchen in den niedlichen hellblau und schwarz gestreiften Kleidern und weißen Schürzen in einem weiten Hofraum beisammen, alle auf Kommando gleichzeitig die anmutigen Langschritte ausführend, daß die Bewegung selbst eine leise Orchestermusik bildet; alle die hübschen Arme und kleinen Hände in die Luft erhoben, die großen Haarflechten auf rosigen Nacken und schmalen Rücken hin und her hüpfend, dreihundert Füßchen zierlich gestreckt und gebogen, und die Schritte selbst, zwischen Tanz und Sprung schwebend, voll Anmut, eine Art von keuschem, langröckigem Ballettkorps, wirklich ein überraschender und fesselnder Anblick! Aber, du lieber Himmel! Wieviel Worte diese Lehrerin nicht gebraucht habe, um ihr Werk auszuführen! Mehr Worte als Bewegungen, endlose Kommandorufe wie von einem Feldwebel, eine ermüdende Verwicklung von Tanzfiguren. Und ferner eine auf Zentimeter abgemessene eingedämmte Bewegung, gänzlich ungenügend für diese schon entwickelten Gestalten voll Jugendkraft, eine Zusammenstellung abgezirkelter, am Schreibtisch ersonnener Uebungen, womit man Schulbehörden und Ehrengästen eine Augenweide bereiten und Sand in die Augen streuen könne. Wenn es auf ihn angekommen wäre, hätte er der Komödie schnell ein Ende gemacht und wäre mit der ganzen Schar hinausgezogen auf blühende Wiesen wie eine Henne mit ihren Küchlein.

Nun, darin stimmte Fräulein Pedani dem Ingenieur

unbedingt bei. Sie war ja gerade deshalb Baumannistin geworden, weil Baumann das choreographische Turnen bekämpfte und auch für die Mädchen kräftigere, männlichere Uebungen forderte.

„Aha, da muß ich also hinter diesen Baumann steigen, wenn ich Sie reizen will," sagte Ginoni lachend.

„Ich werde ihn zu verteidigen wissen," versetzte das Mädchen. „Legen Sie nur los!"

„Nein, das werd' ich hübsch bleiben lassen," erklärte der Ingenieur lachend. „Ich bin nicht genügend Encyklopädist, denn heutzutage schließt ja die Gymnastik alle andern Wissenschaften in sich."

Er beschrieb nun einen Vereinsabend der Philotechnischen Gesellschaft, dem er vor ein paar Tagen beigewohnt hatte. Die Gymnastik hatte auf dem Programm gestanden, man hatte aber eine Rundreise durch die Philosophie, Ethnologie, Anthropologie und alle Gebiete menschlicher Wissenschaft gemacht, um schließlich auf die Hanteln zu kommen.

„Allerdings berührt sich die Gymnastik mit allen Wissenschaften," versicherte Fräulein Pedani gelassen.

„Sie ist vielmehr der Schlüssel zu allen," versetzte der Ingenieur. „Ich habe mir sagen lassen, daß ein Junge, der eine mathematische Aufgabe nicht lösen kann, nur eine Viertelstunde am Reck zu turnen braucht. Setzt er sich nachher wieder ans Pult, so ist die Geschichte fix und fertig."

„Gegen Witze gibt es keine Gründe," sagte die Lehrerin achselzuckend.

„Ich rede im vollen Ernst," versicherte der Spaßvogel. „Hat man nicht auch schon gehört, daß die Gymnastik der Medizin ein Bein stellen wird. Soviel ich mich erinnere, hat unser Hausgenosse Fassi einen Aufsatz darüber geschrieben, daß gewisse Uebungen gewisse Heilmittel ersetzen. Ein Prachtexemplar, dieser Fassi! Er ist ja, wenn ich mich recht erinnere, auch der Entdecker der wunderbaren Veränderungen, die sich in der Muskulatur seiner Schüler vom Montag bis zum Sonnabend vollziehen. Und sein Ideal der Gesellschaft ist zum mindesten eigenartig. Die Leute hüpfen durch die Straßen, auf allen Plätzen stehen Barren und Leitern, in

allen Kanzleien ist der Ringkampf vorgeschrieben, auf Bällen und in Gesellschaften feinere Akrobatenkunststücke ..."

„Hören Sie auf, Herr Ginoni!" rief Maria Pedani. „Es thut mir wirklich weh, wenn ein Mann, wie Sie, eine ernsthafte Sache ins Lächerliche zieht. Wie kann man sich über die Gymnastik lustig machen, solange wir unter dreihunderttausend Militärpflichtigen achtzigtausend haben, die wegen körperlicher Mängel zurückgestellt werden müssen, solange unsre Gymnasien voll blutarmer Jungen sitzen, deren Arme und Brustweite nur für Wickelkinder genügten, und sich unter zehn Töchtern der besten Kreise höchstens zwei finden, die keinen Mangel im Körperbau aufweisen! Wirklich ein trauriger Gegenstand für den Witz!"

„Ich thue feierlich Abbitte, mein liebes Fräulein, aber ich greife ja die Gymnastik, die wirklich Anspruch auf diese Bezeichnung hat, gar nicht an. Was ich aufs Korn nehme, ist nur diese neumodisch-wissenschaftlich-litterarisch-apostolisch-theatralische Turnerei, die man erfunden hat, um Feste und Schaustellungen geben, um Versammlungen abhalten und große Männer fabrizieren zu können, um Zunge und Feder tausendmal mehr zu rühren, als Arme und Beine, und dieser Gymnastik werden Sie hoffentlich nicht das Wort reden."

„Nein, das werde ich nicht, weil sie gar nicht vorhanden ist, außer im Kopf ihrer spöttischen Gegner. Ich kenne nichts als eine vernunftgemäße Gymnastik, deren Regeln auf Kenntnis des menschlichen Körpers und der Gesundheitslehre beruhen, die dem Kind zu Kraft, Beweglichkeit, Anmut, Gesundheit und Fröhlichkeit verhilft, alle seine geistigen und körperlichen Fähigkeiten erhöht. An solche Wirkung glaube ich nämlich, weil ich sie mit eigenen Augen wahrnehme, und ich halte folglich die Gymnastik für das nützlichste, ja heiligste Erziehungsmittel der Jugend, und in ihren Gegnern — entschuldigen Sie, Herr Ginoni — erblicke ich Verblendete, die mir herzlich leid thun, weil sie unbewußt als Feinde der Menschheit handeln."

Ihr Pathos entlockte dem Ingenieur ein leises Lächeln.

„Ein Feind der Menschheit bin ich wahrlich nicht, mein liebes Fräulein," entgegnete er. „Aber ich bin denen feind,

die, ohne einen Arzt zu befragen, was immer geschehen sollte und niemals geschieht, schwächliche und mißbildete Kinder eine Gymnastik treiben lassen, die ihnen schädlich ist. Ich bin auch denen feind, die zwischen Kindern von ungleicher Kraft einen Wettbewerb entfachen, der dem Schwächlichen den Hals kostet, und schließlich bin ich deren Gegner, die aus der Leibesübung, die dem Geist zur Erholung dienen sollte, theoretische Kunststücke machen, die dem Kopf nicht weniger zumuten, als jedes andere Lehrfach auch, und das geschieht regelmäßig. Ferner ist mir überhaupt jede Uebertreibung zuwider, und ich glaube, daß die wirklich unleugbar vorhandenen günstigen Wirkungen des Turnens ins Maßlose übertrieben werden, um die Welt irre zu führen. Gestatten Sie mir zum Beispiel, daß ich die Ueberzeugung äußere, daß keine Uebung und kein Turngerät Ihnen die blühende Gesundheit und ... die Harmonie der Formen verliehen hätte, die das Bild in Ihrem Spiegel Ihnen alle Tage zeigt!"

Der älteste Sohn drückte seine volle Zustimmung durch die Gebärde des Beifallklatschens aus; in Maria Pedanis Augen blitzte eine gewisse Lustigkeit auf, aber sie war sofort wieder ernsthaft.

„Immer dasselbe Lied bei uns!" bemerkte sie. „Ich führe Gründe ins Feld, Sie Scherze. Nur eins lassen Sie mich noch sagen — die Deutschen und die Engländer, die ersten Völker der Welt, turnen am meisten, die Griechen, das erste Volk des Altertums, waren auch das Volk der Gymnastik."

Lächelnd setzte sie hinzu: „Sie wissen's ja — Aristodemus verbot den Bewohnern von Cuma, das er sich unterworfen hatte, die gymnastischen Spiele, um ihre Kraft zur Auflehnung zu brechen."

„Vielleicht that er's auch, um sich ihre Liebe zu gewinnen," entgegnete der Ingenieur.

„Zum Glück denken nicht alle wie Sie," versetzte die Lehrerin, nachdem sie ein Weilchen geschwiegen hatte. „Unsre Welt ist Ihnen fremd, Sie ahnen nicht, wie sich unsre Idee auch in Italien den Weg bahnt. Ist Ihnen bekannt, daß

die Turnvereine schon nach Hunderten zählen, daß große Herren sich so für die Gymnastik begeistern, daß sie auf ihrem Grund und Boden Paläſtren anlegen, daß eine bedeutende Anzahl junger Aerzte sich ganz aufs Studium der Gymnastik verlegt, daß Hunderte von Lehrern eigens fremde Sprachen lernen, um die gymnastische Litteratur des Auslands zu studieren, die Tausende von Bänden zählt und teilweise hervorragende Gelehrte zu Verfassern hat?"

„Aber mein liebes Fräulein," wandte nun auch Frau Ginonis matte, schläfrige Stimme ein, „für die Mädchen hat das Turnen doch auch seine Nachteile. Alle Tanzlehrer sagen, es beraube sie der Grazie und gewöhne an heftige Bewegungen, die Klavierlehrer klagen, daß es den Anschlag verderbe, und die Zeichenlehrer behaupten, ihre Schülerinnen seien nie so ungeschickt, als nach der Turnstunde!"

„Handwerksneid, glauben Sie mir! Es ist ganz unmöglich, daß gymnastische Uebungen am Tanz oder irgend einer Kunstfertigkeit hindern, da sie ja im Gegenteil die Geschmeidigkeit aller Glieder fördern und alle Bewegungen leichter und freier machen. Sehen Sie wohl — auch Ihr Sohn stimmt mir bei! Uebrigens," setzte sie, zu dem Studenten gewendet, hinzu, „hab' ich Ihnen ja noch gar nicht für Ihr Geschenk gedankt."

Der junge Mann kam etwas in Verlegenheit, aber rot wurde er nicht; das hatte er sich schon abgewöhnt. Es wäre ihm lieber gewesen, wenn Fräulein Pedani die Sache nicht aufs Tapet gebracht hätte, nun erklärte er aber seiner Mutter mit großer Unbefangenheit, daß er in der Hoffnung, der Lehrerin eine Freude zu machen, auf der Bibliothek den Grundriß eines griechischen Gymnasiums für sie aufgezeichnet habe.

Frau Ginoni lächelte kühl und sagte: „Am letzten Sonntag hat Alfred einen Preis als Radfahrer davongetragen."

Fräulein Pedani verlangte Näheres über das Preisfahren zu hören. Sie nahm auch an diesem Sport lebhaften Anteil, kannte die ausgezeichnetsten Radfahrer mit Namen, war auch schon in ihrem Lokal gewesen und war, obwohl

sie selbst nie ein Fahrrad bestiegen hatte, durchaus sachverständig über Drei-, Zwei- und Einrad. Während der Schilderung des Wettkampfs, in dem er ritterlicherweise dem abgestürzten Gegner Zeit gelassen hatte, wieder aufzusitzen, rückte der junge Mann seiner schönen Nachbarin so nah und verschlang sie mit solchen Glutblicken, daß der Vater ihn mehrmals streng und strafend ansah, was aber nicht beachtet wurde.

„Sie müssen zugeben,“ erklärte die Lehrerin dem Ingenieur, indem sie sachte mit ihrem Stuhl zurückrückte, „daß Ihr Sohn auf unsrer Seite steht. Die Anhänger der Gymnastik sind also unter diesem Dach in der Mehrheit. Herr Fassi, ich und meine Freundin, der alte Professor Padalocchi, der Lungengymnastik treibt, Ihr Sohn, der Komtur Celzani ...“

„Der Komtur Celzani!“ unterbrach sie der Ingenieur lachend. „Ach! Was diesen Bundesgenossen betrifft, so verzichten Sie wohl besser auf ihn!“

„Wieso?“ fragte die Lehrerin. „Wohnt er etwa nicht allen Schauturnen von A bis Z bei, in der Palästra, in den Schulen, wo nur eins stattfinden mag? Seine Bundesgenossenschaft ist sogar sehr wertvoll, oder leugnen Sie vielleicht, daß es ihm ernst damit ist?“

„O keineswegs ... im Gegenteil!“ beteuerte Ginoni übermütig. „Ueberdies ist er ja mein guter Freund und einer der ‚ehrwürdigsten Greise‘ Turins, nur ...“ er strich sich durch den Bart und warf einen Blick auf die kleinen Mädchen, für deren Verständnis offenbar das Kommende nicht taugte. Diese waren aber derart in die Teilung des Backwerks vertieft, daß er ungescheut reden konnte. „Nur,“ fuhr er also fort, „ist seine Verehrung der Gymnastik durchaus einseitig. Haben Sie je erlebt, daß er sich für das Knabenturnen begeistert hätte? Sein Anteil gilt nur der weiblichen Gymnastik, und zwar der vorgerückterer Altersstufen. Da ist es denn allerdings rührend, mit welcher Pünktlichkeit er sich einfindet, mit welcher Andacht er jede Bewegung der Mädchen verfolgt, wie er von dannen geht in tiefem Ernst, die sanften blauen Augen halb zugedrückt

in wonnigem Nachgenuß, rein geistiger Art versteht sich, und in hohe Gedanken versunken! Ich kenne den Mann, mein liebes Fräulein, und wenn Sie sich auch keinen Begriff machen können von der Art seiner ‚Begeisterung‘, so führen Sie ihn doch lieber nicht als Zeugen für Ihre gute Sache an. Da müssen Sie mir schon andre Autoritäten nennen.“

„Ich werde mich eines Tages auf Sie berufen,“ versetzte Maria, froh, das peinliche Gespräch ablenken zu können, „denn ich hoffe Sie zu überreden, daß Sie sich selbst in der Palästra einschreiben!“

Die ganze Tafelrunde brach in schallendes Gelächter aus.

„Der Tag wird nie kommen!“ rief der Ingenieur. „Das heißt, ich will's nicht verschwören, je in die Palästra zu gehen ... um Sie am Sprungpferd zu sehen!“

„Ja, da fänden Sie schon etwas zu sehen,“ erwiderte die Lehrerin. „Wissen Sie etwa, daß es am Sprungpferd allein fünfhundert Stellungen gibt?“

Schon schwebte dem Ingenieur ein etwas gewagter Witz auf der Zunge, als draußen die Glocke gezogen wurde. Gleich darauf trat der Sekretär ins Zimmer.

Das war ein dramatischer Moment! Celzani, der gekommen war, um seinen Onkel zu entschuldigen, daß er einer Erkältung wegen nicht erscheinen könne, hatte keine Ahnung von Maria Pedanis Anwesenheit gehabt, und als er sie nun so unvermutet vor sich sah, durchfuhr es ihn wie ein elektrischer Schlag. So ängstlich er auch sein Geheimnis behütete, im ersten Erschrecken konnte er dem leidenschaftlichen Drang nicht widerstehen, die Wirkung seines Briefs in ihren Augen zu lesen, und er heftete seine eigenen winzigen Aeuglein so fest auf sie, machte ein so seltsames Gesicht, schlotterte derart in den Knieen, wurde so dunkelrot und gleich darauf so bleich, daß der Ingenieur auf einen Blick die Sachlage durchschaute. Er sah rasch zu der Lehrerin hinüber. Diese saß ruhig da, aber ein unerklärbares Lächeln, das weder in den Augen, noch im Mund lag, sondern gleichsam über ihr ganzes Gesicht gebreitet war, machte den Eindruck, als ob eine komische Vorstellung sie innerlich belustige.

Der Sekretär stammelte seinen Auftrag her, wobei es

gerade war, als ob die wulstigen Lippen aufeinander gekleistert wären.

„So, so steht's!" dachte der Ingenieur in der Stille, seine Entdeckung mit Genuß auskostend, holte dem Sekretär einen Stuhl herbei, worauf dieser sich niederließ, als ob das Gestell von Spinneweb wäre, und goß ihm ein Glas Malvasier ein, das er in die Hand nahm und mit einer priesterlichen Gebärde auf der Brust festhielt. In Ginonis Kopf entstand sofort ein ruchloser Plan, den Mann auf die Folter zu spannen.

„Sie platzen uns da gerade in eine höchst anregende Debatte über Gymnastik herein," begann er. „Fräulein Pedani und ich stehen auf der Mensur, und Sie müssen nun gleich Farbe bekennen, zu welcher Schule Sie gehören. Sind Sie Baumann — oder — ach! wie heißt doch gleich der andre? Ja so, Obermann! — Bau- oder Obermannianer? Was halten Sie vom Einfluß des Turnens auf die Herzthätigkeit, geliebter Sekretarius?"

Fräulein Pedani blickte zur Zimmerdecke hinauf, der Sekretär aber führte in namenlosem Entsetzen sein Glas zum Munde, leerte es auf einen Zug, stand auf und stotterte in höchster Verwirrung: „Sie belieben zu scherzen, Herr Ginoni ... leider kann ich mich nicht aufhalten ... mein Onkel erwartet mich."

„Nein, nein, so entschlüpfen Sie mir nicht, Blüte der Sekretäre! Sie können anstandshalber gar nicht gehen ... da das Hofthor bis elf Uhr offen bleibt, weiß man nie, ob sich nicht Gesindel ins Haus schleicht, und es ist Ihre Ritterpflicht, unsern Gast später die Treppen hinaufzubegleiten."

Der Sekretär saß im Nu wieder auf seinem Stuhl, indes der Student, der sich selbst auf diesen Ritterdienst gefreut hatte, ein saures Gesicht schnitt.

„Ich fürchte mich wahrhaftig nicht," versicherte Maria Pedani mit ihrem männlichen Alt.

„Es genügt nicht, keine Angst zu haben," entschied Ginoni, „man muß andern Angst einjagen, und dazu haben Sie kein Talent."

Der Student bemächtigte sich nun ihrer Aufmerksamkeit,

indem er sich nach dem großen Turnerfest in Frankfurt erkundigte, und während sie ihm mit Eifer schilderte, wie gern sie selbst hingegangen wäre, verschlang der Sekretär sie förmlich mit Blicken. Die anscheinende Vertraulichkeit zwischen ihr und dem jungen Menschen erregte seine Eifersucht, und zugleich war er trostlos, sie so völlig in ihrem Beruf aufgehen zu sehen, daß er kaum hoffen durfte, ihr Herz werde andern Gefühlen Raum geben. Trotzdem erlosch das flackernde Flämmchen der Hoffnung in seinen Schlitzäugchen nicht, und man sah ihm wohl an, mit welch banger Ungeduld er den Aufbruch und das Alleinsein mit ihr herbeisehnte. Sobald sie Miene machte, sich zu erheben, schnellte er in die Höhe, aber Ginoni war erbarmungslos.

„Wenn ich mir's recht überlege," erklärte er, während alle aufstanden, „so ist unser teurer Sekretarius Damen gegenüber so schüchtern, daß er im stande wäre, Fräulein Pedani im zweiten Stock zu verlassen. Ich werde mich also anschließen."

Großer Gott! Das hieß kaltes Wasser über den Aermsten gießen, aber er wagte keine Einsprache zu erheben. Man verabschiedete sich, und auch der Student gab der Lehrerin die Hand. Celzani beobachtete dabei ein Zucken auf ihrem Gesicht, als ob der Jüngling sie ihr allzu feurig gedrückt hätte, und das war für den Unglücklichen ein neuer Schmerz. Man setzte sich also zu dreien in Bewegung und stieg langsam die spärlich erleuchteten Treppen hinauf. Der Ingenieur war heute unerschöpflich in Witzen, dem Sekretär aber schnürte das Herzeleid die Kehle zu. Matt schlich er die Treppen hinauf, stand still, wenn die andern still standen, und blieb immer ein wenig hinter ihnen zurück, um die schöne Gestalt des Mädchens besser betrachten zu können, sowie um aus ihren Bewegungen sein Urteil abzulesen oder den Rücken des grausamen Sklavenvogts mit Blicken zu durchbohren. Als sie vor Fräulein Pedanis Glasthüre standen, wohin der Schein der Gasflammen nicht mehr drang, strich der Ingenieur, während sie die Klingel zog, ein Streichholz an. Der Sekretär bot all seine Sehkraft auf, um im Flackerschein des Hölzchens den Blick des Heils zu erspähen, und im Hineintreten

sah sie ihm auch wirklich ins Gesicht, aber ach! dieser Blick sagte rein nichts! Mit dem Streichholz erlosch seine Hoffnung.

Dem Ingenieur schwante es, daß dieser niedergeschlagene Mann eine große Enttäuschung erfahren haben müsse, und im Schutz der Dunkelheit sagte er ihm geradeswegs: „Sie sind in das Mädchen verliebt, mein Teuerster!"

Celzani leugnete, stellte sich sehr verwundert über diesen Einfall und verletzt von einem so schlechten Witz.

„Weshalb denn?" fragte Ginoni zwischen Ernst und Scherz. „Wär's etwa eine Schande? Ein schönes, anständiges Mädchen, eine Persönlichkeit, kein Dutzendmensch. Weshalb mit der Wahrheit hinterm Berg halten? Ich will Ihnen wohl und könnte Ihnen manchen guten Rat geben, auch hab' ich Respekt vor ehrlichen Gefühlen."

Nach einigem Schweigen und Schwanken sagte der Sekretär in bewegtem Ton: „Nun, ja denn ... es ist so."

„So lass' ich mir's gefallen! Nichts geht über Aufrichtigkeit! Sie haben eine Enttäuschung erlebt, das fühl' ich, aber verlieren Sie den Mut nicht. Ich kenne die Weiber und kenne diese Lehrerin. Das ist eine von den Minen, wo die Lunte einen langen verborgenen Weg zu gehen hat, wo's schon eine ganze Weile glostet, ehe man's denkt, aber die Geschichte dann plötzlich in die Luft springt. Wappnen Sie sich mit eiserner Beharrlichkeit und Engelsgeduld, und der Tag wird kommen ... ich setze nämlich voraus, daß Sie nichts Leichtfertiges im Schild führen?"

„Sie setzen mich in Erstaunen," erwiderte Celzani. „Ich habe ehrliche Absichten."

„Das wollte ich ja damit sagen," versetzte der Ingenieur erheitert. „Nun, hören Sie einen guten Rat an! Frauen wie diese erobert man nicht in offenem Angriff, da muß man ein wenig schlau zu Werke gehen. Sie hat eine große Leidenschaft — die Gymnastik; die müssen Sie sich zu nutze machen, der müssen Sie schmeicheln. Werden Sie Mitglied des Turnerbunds, gehen Sie in die Palästra, turnen Sie, studieren Sie die gymnastische Litteratur, sprechen Sie mit ihr darüber, erwerben Sie sich auf diesem Wege ihr Vertrauen.

Das ist der erste Rat, den ich Ihnen gebe, später kommen andre. Zu den Waffen, Mann, und Mut!"

Der Sekretär schwieg, denn er wurde nicht recht klug daraus, ob der andre es wirklich gut meine, oder sich über ihn lustig mache.

„Gute Nacht!" sagte der Ingenieur, als sie die Wohnung des Komturs erreicht hatten. „Ich kenne meine Ritterpflicht und werde Ihr Geheimnis wahren!"

Mürrisch und mißtrauisch verabschiedete sich der Sekretär, voll Reue, seine Gefühle verraten zu haben.

* * *

Als er seine Kerze anzündete, flammte wieder ein Hoffnungsstrahl auf. Möglich war's ja doch, daß sie ihm heute schon geschrieben hatte und daß der Brief morgen früh ankommen würde! Ueber den mutmaßlichen Inhalt gab er sich keiner Täuschung hin, aber alles erschien ihm erträglicher als diese schweigsame Gleichgültigkeit, die ihn außer sich brachte. Mit diesem Gedanken kleidete er sich aus, dabei immer die Ohren spitzend. Sein Schlafzimmer lag nämlich gerade unter dem ihrigen, und der dünne Bretterboden trug ihm das leiseste Geräusch zu. Plötzlich war alles still; sie mußte sich an ihren Tisch gesetzt haben, um noch zu arbeiten. Und nun tauchte urplötzlich ein neuer Zweifel in ihm auf, der auch eine neue Hoffnung in sich schloß — war es denn nicht sehr verkehrt gewesen, daß er seine Liebeserklärung nicht klar und deutlich als Heiratsantrag gefaßt hatte? Vielleicht hatte sie gedacht, er wolle nichts weiter anknüpfen als einen verliebten Briefwechsel! Welch entsetzlicher Mißgriff! Und doch war ihm sein Brief so überzeugend klar vorgekommen!

Gott, wie war das Mädchen schön! Nie hatte er sie so gesehen wie heute abend, wie eine Fürstin thronend, die herrliche Gestalt von Kraft und Leben pulsierend. Das Lampenlicht hatte ihrer Haut solchen Jugendschmelz verliehen, daß er sich sagte, jeder Kuß auf diese schwellenden Lippen müßte den Glücklichen um ein Jahr verjüngen. Ihre Hand, die er auf dem Tisch hatte liegen sehen, war

wohl vom Turnen etwas erbreitert, aber schön und edel geformt, und er hätte sich darauf stürzen mögen wie der Geier auf eine Taube. Ach, aber das war ja gewiß, daß er ihr nicht gefallen konnte! Ihr Ideal von einem Mann mußte anders beschaffen sein! Und doch trug er eine heiße Leidenschaft im Herzen, die alle Unterschiede ausgleicht, jedem Wunsch Genüge thut, jedem Vergleiche trotzt. Sein Kopf glühte, wie wenn Feuerwerk drin abgebrannt würde. Beim ersten Geräusch, das sich oben vernehmen ließ, saß er aufrecht im Bett und hielt, die flammenden Augen nach der Decke gerichtet, den Atem an. Endlich ward alles still, und auch seine verzweifelte Erregung ließ nach und wich einer weichen zärtlichen Wehmut, die von der Begierde nach der Angebeteten abließ und sich mit süßen Träumereien begnügte. Er schlief wenig und war beim ersten Morgengrauen wieder wach, um auf die gewohnten Geräusche zu harren. Sobald er sie aus dem Bett springen und die unbekleideten Füße den Boden berühren hörte, dann das dumpfe Geräusch vernahm, womit sie die Hanteln hervorzog, um wie jeden Morgen ihre Turnübungen vorzunehmen, entstand ein unabänderlicher tollkühner Vorsatz in ihm — er wollte der Folterqual dieser Ungewißheit ein Ende machen, sie bei ihrem ersten Ausgang um achteinhalb Uhr abpassen und eine Antwort von ihr fordern.

Gedacht, gethan! Und sein Glücksstern wollte es, daß sie allein die Treppe herunterkam. Er trat auf sie zu, grüßte und fragte mit bebender Stimme, ob sie ihm nichts zu sagen habe.

„Doch," versetzte die Lehrerin gelassen. „Ich möchte Ihnen danken für Ihre freundlichen Gesinnungen."

„Und . . . weiter nichts?"

„Nein, Herr Sekretär," erwiderte sie höflich, „weiter nichts."

Damit ging sie an ihm vorüber.

* * *

Nun begann eine traurige Zeit für den wackeren Celzani. Wohl war er entschlossen, seinen Versuch durch einen

förmlichen Heiratsantrag zu erneuern, aber er sagte sich, daß es Wahnsinn wäre, diesen Schritt sofort nach der erhaltenen Abweisung zu wagen, ohne vorgearbeitet, ohne Boden gewonnen zu haben. Es galt also, sich zu gedulden, und in dieser Zwischenzeit regnete es förmlich Widerwärtigkeiten für den Aermsten.

Die erste davon war, daß Fräulein Zibelli ihm schlankweg jeden Gruß verweigerte. Er hätte sich das vielleicht weniger zu Herzen genommen, wenn er hätte ahnen können, daß sie nur wieder eine ihrer Anwandlungen von Weltflucht hatte, während derer sie sich in eine gekünstelte Begeisterung für ihren Beruf hineinsteigerte, selbst auf der Straße Schulbücher vors Gesicht hielt, nur um nichts von Jugend und Liebe zu sehen, mit wahrem Feuereifer ihrem Lehramt oblag und ihre Schülerinnen, deren Eltern, ihre Kollegen, die ganze Welt mit herber Strenge behandelte. Der Sekretär wußte davon nichts und war weit entfernt, die wahre Ursache ihrer Unfreundlichkeit zu erraten, die ihm, der allen Menschen gütig und sanft begegnete, als Aeußerung eines plötzlich erwachten Widerwillens erschien und bitter weh that.

Sehr befremdlich war ihm ferner Herrn Fassis Betragen. Er zeigte ihm bei einer Begegnung auf der Treppe den Korrekturbogen eines Artikels, der die Aufschrift trug: „Berlin gibt jährlich eine halbe Million für den Turnunterricht aus" und worin Italien, das für das ganze Land nur die Hälfte dieser Summe ausgibt, gebührend in Anklagestand versetzt wurde, um dann ganz unvermittelt die Rede auf Fräulein Pedani zu bringen.

„Eine schöne Person!" rief er. „Sie wäre es wert, den schönsten Mann von ganz Italien zu heiraten! Ich wette, daß Sie die Hanteln, die sie mit einer Hand nimmt, als ob's Luft wäre, mit beiden Armen nicht vom Boden aufheben könnten. Wer die heiraten will, wird wohl daran thun, das vorher in Rechnung zu nehmen."

Was waren denn das für Reden? Er nahm's ja gar nicht übel, daß Fassi ihm weniger Kraft zutraute, nur der Unterschied an Schönheit machte ihm zu schaffen, was das übrige betraf, hatte er ein gutes Gewissen. Allein der

Verdacht, daß der Lehrer um seine Absichten wisse, drängte sich ihm beunruhigend auf. Ein paar Tage später fing Fassi wieder an, auf den Busch zu klopfen.

„Ich war eben bei der Pedani droben,“ erzählte er, „die eine neue Uebung mit dem Jägerschen Turnstab ausprobiert ... für Mädchen ... merkwürdig, wie sie mit Leib und Seele bei ihrem Beruf ist! Die hat keine Liebesgeschichten im Kopf ... möglich, daß sie auch noch nie einen gefunden hat, der ihr zusagte. Auch in der Liebe gilt: similia cum similibus ... Sie sind ja ein Lateiner ... und wo sollte sie einen Mann auftreiben, der ihr gleichkäme? Sie verachtet die Männer vom Mittelschlag, und wenn sie je die Thorheit beginge, sich an einen solchen wegzuwerfen, so gnad' ihm Gott!“

Dabei sah er den Sekretär scharf an, der aber auch dieses Mal nur aus Schrecken über Fassis Gedankenleserei beklommen war, nicht über seine Worte, die im Gegenteil seiner Sehnsucht neue Nahrung gaben.

Es kam noch Schlimmeres dazu. Zwei- oder dreimal sah er, als er selbst der Lehrerin die Treppe hinunterfolgte, den jungen Ginoni mit abenteuerlustiger, verwegener Miene aus seiner Wohnung treten und beobachtete, wie der junge Mensch bei seinem Anblick ein Gesicht schnitt und sich wieder hinter seine Glasthüre zurückzog. Eines Tags sah er ihn auch in der Straße des heiligen Franziskus von Assisi in einiger Entfernung hinter Maria herschleichen, was ihm schweren Kummer bereitete. Die Jugend, Unverfrorenheit und Gewandtheit des blonden Jünglings flößten dem Sekretär Angst und Schrecken ein, und er nahm sich vor, ihn sorgfältig zu überwachen.

Die größte Pein jedoch bereitete ihm Frau Fassi. Sie lauerte ihm schon seit einigen Tagen förmlich auf, und als sie ihm des Abends am Hofthor begegnete, mußte er wohl oder übel stehen bleiben.

„Wie geht's Ihrem Mann?“ fragte er.

„Er sitzt oben bei seiner Arbeit,“ erwiderte sie mit ihrer weinerlichen Stimme, die immer wie aus einer zugeschnürten Brust klang, „und stellt zusammen, was für ein Einkommen die

Turnlehrer in Schweden und was für eins die in Italien haben. Diese Schmach muß ein Ende nehmen! Bei den Studien, die sie machen müssen, bezahlt werden wie die Taglöhner und nicht einmal den Titel Professor, den jeder Schönschreiblehrer bekommt! Wenn ich denke, was mein Mann mit seinem Geist und seiner Persönlichkeit in einem andern Beruf für Erfolge hätte haben können! Sie machen sich ja gar keinen Begriff davon, wie dieser Mann studiert, und dabei wird er noch fortwährend gestört durch Aufträge, Besuche ... zum Beispiel diese Fräulein Pedani, die alle fünf Minuten dasteht, um sich Rat und Hilfe zu holen. Finden Sie das etwa passend, Herr Sekretär? Ein junges Mädchen, das sich mit einem Mann in den besten Jahren solche Freiheiten nimmt, und dabei bin ich doch auch noch vorhanden ... wie's ohne mich zuginge, das kann man sich ja denken! Man muß die Frauenzimmer nie nach ihrem Auftreten beurteilen ... diese könnte man ja für die Würde und Sittsamkeit in Person halten, aber ein junges Mädchen, das wie sie im Anatomiekurs aufsteht und vor allen Zuhörern unter dem Vorwand, nicht recht gehört zu haben, den Professor fragt: ‚Bitte, wo liegt denn der Sympathienerv?‘ ist meiner Ansicht nach gerichtet. Das hat die Pedani voriges Jahr gethan!“

Sie überzeugte sich durch einen raschen Blick, daß der abgesandte Pfeil saß, und fuhr dann ganz unbefangen, als ob die Sache den Sekretär nicht im geringsten berührte, fort: „Da ließe sich ja noch mancherlei sagen ... wenn so junge Lehrerinnen von einer Dorfschule an die andre kommen ... nun, man weiß ja, wie's auf dem Land zugeht! Mich wundert's, daß man sie in Turin angestellt hat, denn über eine Bersaglieri-Einquartierung hat man sich allerlei erzählt. Uebrigens wissen die Herren Schulräte schon, wie sie mit ihr dran sind, und sie steht längst im schwarzen Register. Ich glaube, daß nicht viel Zeit vergehen wird, ehe wir saubere Geschichten an ihr erleben!“

Daraufhin ließ sie auch über andre Nachbarn allerlei üble Nachrede vom Stapel, aber der Sekretär hörte gar nicht mehr, was sie sprach. Wenn er ihrer Wahrheitsliebe auch

mißtraute, war er doch ganz erschüttert. Die Vorstellung, daß dieses Mädchen eine Vergangenheit haben könnte, erfüllte ihn mit unsäglicher Bitterkeit, mit wilder Eifersucht und bereitete ihm Höllenqualen. Die Bersaglieri besonders durchbohrten volle acht Tage lang sein Inneres mit all ihren Bajonettspitzen, um so mehr, als es ihm längere Zeit nicht gelang, des Anblicks seiner Angebeten teilhaftig zu werden, und er nicht wußte, wohin er sich wenden könnte, um von des Zweifels Qual befreit zu werden. Eines schönen Morgens endlich sah er sie wieder, und all sein Mißtrauen schmolz wie Märzenschnee an der Sonne. Nein, beim ewigen Gott, es konnte nicht wahr sein! Ihre ganze Erscheinung vom Wirbel bis zur Zehe strafte die Verleumdung Lügen, diese ganze Gestalt atmete herbe Jungfräulichkeit, die sieghaft und unberührt aus jeder Gefahr hervorgegangen sein mußte, wie von einer Zauberrüstung beschirmt! So dachte er in diesem Augenblick, aber eine Stunde darauf erwachte der Verdacht aufs neue, und der vorige Jammer war wieder da.

Ein kleiner Zwischenfall spornte ihn an, einen raschen Entschluß auszuführen.

Als er eines Morgens wieder den Lehrer Fassi traf, bemerkte dieser, wie wenn er ein längst begonnenes Gespräch fortsetzte: „Diese Spartanerin! Diese Pedani! Von einem unserer Fenster aus hab' ich's gesehen ... sie hat da ein armes Tierchen von Schülerin, der sie das rhythmische Gehen beibringt, und zwar gibt sie bei diesem Wetter ihre Stunden mit offenen Fenstern! Es ist eine fixe Idee von ihr, man müsse gymnastische Uebungen in der frischen Luft machen."

Im stillen zog der Sekretär eine für ihn sehr wichtige Folgerung aus diesen Worten. Wenn der Lehrer Fassi ihr ins Fenster blicken konnte, so mußte das von der Dachkammer des zurückspringenden Flügels, worin Fassi wohnte, noch viel leichter sein. Kaum daß Fassi seines Wegs gegangen war, kehrte der Sekretär eilig ins Haus zurück, holte den Schlüssel zum Speicher, stieg mit langen Schritten die Treppen hinauf und arbeitete sich, gebeugten Hauptes, um nicht in unlieb-

same Berührung mit den Dachbalken zu kommen, zwischen altem Gerümpel, beiseite gestellten Möbeln und Spinnweben zur Dachluke hindurch und streckte den Kopf hinaus. Ein Freudenruf entfuhr ihm. Das Fenster der gegenüberliegenden Wand war sperrangelweit offen; Maria Pedani stand der für ihn unsichtbar bleibenden Schülerin zugewendet, mit dem Rücken dagegen, und jedes Wort ihrer klangvollen Altstimme drang deutlich bis zu ihm empor.

„Aber nein,“ sagte sie, „was Sie da machen, ist ja nicht der einfache halbe Hüpfschritt, sondern der lange Hüpfschritt. Sie haben mich nicht richtig verstanden ... noch einmal.“

Celzani hörte den Schritt der Schülerin.

„Nein,“ tadelte die Lehrerin. „Das ist immer noch übertrieben.“

Ach, diese schöne, tiefe, warme Stimme, die selbst einem Blinden den herrlichsten Körper verraten hätte!

Maria schien auch von dem neuen Versuch nicht befriedigt zu sein, denn sie schüttelte ärgerlich den Kopf. Ungeduldig schürzte sie ihr schwarzes Kleid auf, um die Bewegung zu zeigen, und mit einem „Sehen Sie zu!“ führte sie selbst die Schritte aus.

„Großer Gott!“ stöhnte der Sekretär, als er den Fuß mit hochgewölbtem Spann und den Ansatz des Beins in schwebender Bewegung sah. Es war nur ein Augenblick, aber er genügte, sein Blut in Wallung zu bringen. Er hörte nichts weiteres mehr, klopfte mit zitternden Händen Staubflocken und Spinnweben von seinem Rock, durcheilte den Speicher, stürzte mit kräftigem, kühnem Schritt die Treppen hinunter, ging in sein Zimmer und setzte sich, den Kopf in die Hände gestützt, vor seinen Schreibtisch, um seine Gedanken zu sammeln. Unwiderruflich fest stand sein Entschluß, das Aeußerste zu wagen und die Lehrerin klar und deutlich um ihre Hand zu bitten.

* *
*

Eine Pflicht war indes vorher zu erledigen, der er sich nicht entziehen durfte. Er mußte sich seinem Onkel gegenüber aussprechen, dessen Rat und Zustimmung erbitten, schon

deshalb, weil sein Antrag, von dessen Beifall unterstützt, ja vielleicht von dem Komtur selbst vorgebracht, mehr Eindruck machen mußte. Die Leidenschaft betäubte seine Besonnenheit so sehr, daß ihm diese Zustimmung keineswegs zweifelhaft erschien. Schlimmstenfalls würde der Komtur kein entschiedenes Veto einlegen, sondern ihn ein wenig hinhalten, von Ueberlegen und Bedenken sprechen und es schließlich nicht übers Herz bringen, die dadurch erweckten Hoffnungen zu täuschen. Somit bereitete er sich auf eine Rede vor, und als er den ersten Satz und die allgemeine Anordnung wohl im Kopfe hatte, begab er sich mit feierlicher Miene, die ineinandergelegten Hände fest gegen die Brust gedrückt, ins Zimmer seines Onkels, setzte sich ihm gegenüber und begann, ohne die Augen vom Boden zu erheben, mit zitternder Stimme sein Geheimnis vor ihm zu entschleiern.

Der Komtur war ein Mann, der sich über nichts wunderte, weil er den Dingen dieser Welt geringen Wert beimaß, als ihm aber diese Offenbarung gemacht wurde, konnte er nicht umhin, das majestätische Greisenhaupt von dem Kissen seines Lehnstuhls zu erheben und den Neffen aufmerksam anzusehen. Dann ließ er den Kopf wieder zurücksinken, hüllte sich etwas fester in seinen Schlafrock und hörte das Weitere an, wobei seine Blicke über die Bilder an der Wand und ein Deckengemälde hinglitten. Der Sekretär hatte heute Glück; sein Onkel war in freudiger, wohlwollender Stimmung, denn er sollte heute noch mit einem Schulrat aus Mailand einem Mädchenschauturnen beiwohnen. Außerdem pflegte er überhaupt niemand zu widersprechen, denn er war fast immer in eine wonnige Phantasiewelt entrückt, worein er sich mit Ungeduld zurücksehnte, so oft man ihn zwangsweise herausriß. Er verweigerte daher niemals seine Zustimmung, kargte auch nicht mit Versprechungen, um dann allerdings zuweilen gerade das Gegenteil von dem zu thun, was andre von ihm erwarteten.

Als sein Neffe geendet hatte, besichtigte der Komtur erst seine wohlgepflegten Fingernägel, dann seine gestickten Pantoffeln und murmelte ein paar allgemeine Redensarten,

die weder unbedingte Zustimmung, noch Mißfallen ausdrückten. Er meinte nur, man müsse vorsichtig und besonnen zu Werke gehen. Daß die junge Dame Wohlgefallen errege, begreife er vollkommen, auch mache sie den Eindruck einer achtenswerten Person, aber ehe ein entscheidender Schritt geschehe, halte er es für angemessen, Genaueres über sie zu erfragen. Der Neffe sah beunruhigt und fragend vor sich hin, und der Onkel gab ihm, zur Decke emporblickend und die Worte sorgsam wägend, den Rat, sich an seinen Freund, den Ritter Pruzzi zu wenden, der die Leitung aller Gemeindeschulen in Händen habe und in der Lage sei, über jedes „Subjekt" des Lehrpersonals genaue und zuverlässige Auskunft zu geben, ein Rat, der dem Sekretär sehr einleuchtete. Die Tage an den Fingern abzählend, nannte ihm der Komtur den kommenden Sonnabend als den geeignetsten zu diesem Besuch, wobei er ihm erlauben wolle, sich seiner eigenen Visitenkarte zu bedienen. Ritter Pruzzi sei ein Mann, von dem man sicher sein dürfe, daß er die Sache, wie auch das Ergebnis seiner Mitteilung ausfallen möge, mit Zartgefühl und Verschwiegenheit behandeln werde. Damit war der Gegenstand offenbar für ihn erledigt.

Celzanis Befriedigung über die halb und halb erlangte Zustimmung seines Onkels wurde indes in den nächsten Tagen durch die immer wieder aufsteigende Erinnerung an Frau Fassis Verdächtigungen vergällt. Sie hatten Wurzel geschlagen in seinem Herzen und entwickelten sich in seiner Phantasie zu so erschreckendem Umfang, daß er am Sonnabend die endlosen Treppenstufen des Rathauses mit ähnlichen Gefühlen hinaufstieg, wie ein Kranker die Treppe zum Arzt, von dem er sein Todesurteil erwartet. Ueberdies war es ihm entsetzlich peinlich, nun auch diesen Ritter Pruzzi, den er zwar persönlich als einen wohlwollenden Mann kannte, in seinen Gemütszustand und seine Absichten einweihen zu müssen, und das war doch unumgänglich nötig, um sein Recht zu so heiklen Fragen zu begründen.

Schüchtern betrat er das Arbeitszimmer des Direktors, einen bescheidenen, einfenstrigen Raum, dessen Wände mit Büchergestellen bedeckt waren, deren einzelne Fächer als Auf-

schriften die in großen Buchstaben geschriebenen Namen aller städtischen Schulen trugen. Die Ellbogen auf den Tisch gestützt, beide Hände in seine Perücke vergraben, saß der Direktor über einen Haufen Papiere gebeugt. Beim Anblick des kleinen, wohlbeleibten Männchens mit dem bartlosen, gutmütigen, schlaffen Gesicht, das unaufhörlich von dem sorgenvollen Bewußtsein seiner „ungeheuren Verantwortlichkeit“ verzerrt wurde, faßte der Sekretär etwas Mut.

Das freundliche Lächeln, womit er begrüßt wurde, durchfurchte dieses Gesicht mit so vielen Falten, daß es einer eingetrockneten, brüchigen Thonmaske glich. Nachdem ihm der Direktor einen Sitz angeboten hatte, betrachtete er die Visitenkarte des Onkels und forderte den jungen Mann auf, sich auszusprechen. Der Sekretär nahm mit Verwunderung wahr, daß der mühsam und stockend dargelegte Zweck seines Besuchs den Beamten nicht im geringsten überraschte. Er wiegte nur nachdenklich sein Haupt und legte sein Antlitz in jene ernsten Falten, die dem andern deutlich sagen: „Mein Herr, jetzt werde ich ‚amtlich‘.“

Als Celzani fertig war, strich Pruzzi mit der Hand über die Stirnhaare seiner Perücke und bemerkte würdevoll: „Eine sehr heikle Angelegenheit.“

Dann ließ er sich Familien- und Taufnamen der Lehrerin, sowie die Abteilung, worin sie unterrichtete, genau angeben.

Nachdem er alles erfahren hatte, verdeckte er seine Augen mit den Fingern und verharrte eine Weile in stiller Sammlung, als ob er unter der Heerschar weiblicher Wesen, deren Bild er von Amts wegen im Busen tragen mußte, nach dem geistigen und körperlichen Schattenriß der Betreffenden Umschau halten müßte.

„Ja, meiner Seel’!“ rief er dann plötzlich, die Hände sinken lassend und offenbar bestürzt, daß ihm eine so eigenartige Persönlichkeit nicht sofort vor Augen gestanden hatte. Ein forschender Blick streifte dann den Sekretär, als ob er ihn im Geist an die Seite der Auserwählten stelle.

„Das freut mich ...“ erklärte er dann, sich die Nasenspitze mit dem Zeigefinger reibend.

Allein der Ausdruck dieses Wohlgefallens kam ein wenig

zu spät; Celzani hatte schon begriffen, daß auch hier der Vergleich zwischen ihm und Maria Pedani angestellt worden war. Ohne Empfindlichkeit darüber wartete er nun beklommenen Herzens auf Weiteres.

„Sie wünschen also," begann der Direktor kurzatmig, indem er einen Papierstreifen zusammenfaltete, „wie es ganz natürlich, verständig und richtig ist, vertrauliche Auskunft. Die ist aber schwieriger zu geben, als Sie voraussetzen. Bedenken Sie doch nur . . . fünfhundert Lehrerinnen . . . wie soll man da wissen . . . und dann, diese Unzahl von Geschichten, die man im Kopf haben muß als Oberhaupt des Ganzen, der Aerger. . . . Gerade in diesem Winter waltet ein wahres Verhängnis über uns, in allen Abteilungen massenhaftes Verschwinden. Man könnte wirklich auf die Vermutung kommen, alle verheirateten Lehrerinnen hätten sich das Wort gegeben, in ein und demselben Monat die Volkszahl zu vermehren! Ueberhaupt . . . dieses Familienleben im Lehramt! Ist die Lehrerin krank, so fehlt auch der Lehrer, erkrankt ein Kind, so bleiben beide Eltern zu Hause! Und dann die jungen Damen, die sich bei jedem rauhen Lüftchen erkälten! Sehen Sie einmal die Liste der Abteilung Savoyen an" — er hielt ihm ein Blatt vor die Augen — „das reine Spital! Und was will man machen? Den Stadtarzt immer in die Häuser schicken? Großer Gott! In manchen Fällen ginge es auch gar nicht an. . . . Freilich sollte jede mutwillige Versäumnis bestraft werden. Aber wie soll man diese Maßregel durchführen? Da gibt's zweifelhafte Fälle, da läßt man sich erweichen, folgt seinem Herzen . . . Ach, mein teurer Celzani, ein schwieriges, verantwortungsvolles Amt, das kann ich Ihnen sagen!"

Er atmete so tief auf, als wenn er einen Wettlauf gemacht hätte, worauf ihn der Sekretär mit einer ehrfurchtsvollen Verbeugung an den Zweck seiner Anwesenheit erinnerte.

„Ja, ja, ich weiß, Sie wünschen Auskunft über . . . Ach, mein Bester, stellen Sie sich nur vor, was es heißen will, Hunderte von Lehrerinnen zu überwachen, wovon die meisten jung, häufig zu jung sind, hübsch, lebenslustig, viele sehr unabhängig, in der ganzen Stadt zerstreut wohnend, ja

in den Vorstädten bis zu einer Entfernung von drei Meilen. Man thut sein Möglichstes, wie es der Anstand fordert, aber schließlich können wir doch keine Geheimpolizei halten, um die Liebeleien der Lehrerinnen zu beobachten! Und doch kommt es vor, daß die Schranken eines ... sehr milden Gesetzes überschritten werden. Das sind dann heikle Geschichten, und Sie machen sich keinen Begriff von den Zuträgereien, Verleumdungen, der Ränkesucht, dem heimlichen Rachedurst ... ganze Stöße anonymer Briefe laufen ein" ... der Atem ging dem geplagten Mann beinahe aus ... „da gibt es Persönchen, die uns rein zur Verzweiflung bringen, und zwar ist das nicht ihre Schuld, sondern die der Mutter Natur, die sie so gemacht hat, daß sie aller Augen auf sich ziehen! Vom übrigen will ich ganz schweigen ... von den Klagen aus den Familien! Da regnet's Vorwürfe über die Lokation, über ungerechten Tadel, über zu heiße oder zu kalte Schulzimmer, über Husten, Kurzsichtigkeit u. s. w. Dann die Fräulein Lehrerinnen, die jedes Wort schief nehmen, andre, die sich für die verfolgte Unschuld halten, Direktorinnen ... ach, diese Direktorinnen, die sich gebärden wie die Aebtissinnen der alten Zeit! ... Nehmen Sie noch ein wahres Dickicht von Anfragen über jedes Examen, jede Versetzung, jede Auszeichnung, jede Strafe hinzu, dann können Sie sich ungefähr einen Begriff davon machen, welche Ansprüche an Umsicht, Zartgefühl und Takt mein Amt stellt."

Ein schwerer Seufzer stellte sich als Punkt in der Rede ein.

„Verehrter Herr," warf der Sekretär zaghaft ein, „Sie waren so gütig, mir Auskunft ..."

„Darauf komme ich eben! Es wäre natürlich viel leichter für mich, wenn Sie Auskunft über einen Lehrer wünschten. Da handelt sich's einfach um die Fragen: Ehrenmann oder nicht, Monarchist oder Republikaner, Schulden oder keine, trinkt er oder nicht? Das kann ich Ihnen von jedem auswendig sagen ... fragen Sie mich nur. Aber eine Lehrerin! Ja, was macht man da? Das ist eine verwickelte und eine ... stachelige Geschichte. Selbst wenn man etwas Bestimmtes weiß, muß man vorsichtig sein.

Diese Mädchen haben Väter, Brüder, Vettern. Ein Kollege von mir hat einmal Gerechtigkeit geübt, und ein paar Tage drauf lauert ihm ein Unbekannter mit großem Vollbart an einer Straßenecke auf und schlägt ihm ins Gesicht ... einen Prügel hielt er noch versteckt. Ferner noch die Gefahr eines bösen Streichs, denn sie wenden sich ja wegen jeder Lappalie an die Zeitungen, und die Zeitungen, sehen Sie, Herr Sekretär, die wirken in solchen Angelegenheiten geradezu verhängnisvoll und richten viel Schaden an. Ich sage es ganz offen: Ich fürchte die Presse, nicht für meine Person, aber im Interesse der Schulordnung und Verwaltung. Nun wird Ihnen allmählich klar sein, was für eine Bürde mein Amt ist, welche Zentnerlasten auf meinen Schultern ruhen, welche Rechenschaft ich dem Publikum und meinem eigenen Gewissen abzulegen habe!"

Keuchend und ganz erschöpft lehnte sich das Männchen in seinen Polsterstuhl zurück, den Sekretär aber erfaßte eine namenlose Angst. Der Direktor wollte offenbar nicht mit der Sprache heraus, weil er ihm bedenkliche Dinge, Dinge zu sagen gehabt hätte, wofür es keine Entschuldigung, keine Milderungsgründe gibt! Er sprang auf, um wenigstens die Ausführung des Gnadenstoßes zu erlangen, und sagte mit bewegter, aber fester Stimme: „Was es auch sein möge, ich bitte, sagen Sie mir, was Sie wissen. Welche Auskunft können Sie mir über Fräulein Pedani geben? Ich bitte um offene, klare Mitteilung ... auch im Namen meines Onkels."

„Ja, ich weiß in der That rein nichts," erwiderte Pruzzi. „Als Lehrerin allerersten Rangs, darauf kann ich Ihnen mein Wort geben, was das Uebrige betrifft ..."

Der ganze Sekretär bildete vom Wirbel bis zur Zehe ein Fragezeichen.

„So ist darüber rein nichts zu sagen," fuhr der Direktor fort. „Wenigstens meines Wissens nicht. Man könnte ja ... aber man kann nicht ... ich will mich deutlicher erklären: man könnte von ihr sagen, was man von jedem schönen Mädchen sagen kann, daß sie einen Anhang habe ... von Verehrern, versteht sich ..."

Der Sekretär fragte, ob er darüber etwas Bestimmtes wisse, ob ihr Privatleben je Grund zur Klage gegeben habe, ob die Behörden Nachteiliges über ihre Aufführung in den Dörfern, wo sie früher gewesen sei, wüßten.

„Aber ich sage Ihnen ja, daß ich nichts weiß, daß nichts bekannt ist,“ versetzte Pruzzi. „Wenn Thatsachen vorlägen, würde ich in Anbetracht des Ernstes der Sache, in Anbetracht meiner Freundschaft für Ihren Herrn Onkel offen sprechen. Aber ich halte nichts in Händen, was ... Eher ...“

„Eher?“

„Eher möchte ich mir erlauben, Ihnen einen Rat zu geben. In solchen Dingen sind amtliche Erkundigungen nicht sehr wertvoll; ihr Ergebnis ist meist, daß die Behörde nichts weiß. Schlagen Sie einen andern Weg ein — erkundigen Sie sich nach der Familie, die meines Wissens von Brescia stammt. Aber verfahren Sie mit Vorsicht; in solchen Dingen ist Verzug fast immer ein Glück. Ehrlich ...“

„Ehrlich?“

„Ehrlich gesagt,“ platzte der Direktor heraus, „bin ich nicht dafür! Eine Lehrerin! Ich meine, man solle die Lehrerinnen beim Lehren lassen. Sie haben einen Beruf, dem sie sich vollständig widmen sollten ... wie die Nonnen. Jedem das Seinige. Und dann ... man ist nie sicher ... verzeihen Sie, wenn ich kein Blatt vor den Mund nehme ... aber darüber läßt sich nicht reden. Ich wiederhole also, es liegt nichts Bestimmtes vor, aber ich wiederhole auch, erkundigen Sie sich anderwärts und seien Sie auf Ihrer Hut. Meine Freundschaft für die Familie Celzani veranlaßt mich zu diesem Rat ... weiter kann ich nichts sagen.“

Ein neuer Verdacht drängte sich dem Sekretär auf. Wenn der Onkel, um der Peinlichkeit einer Einsprache und der Mühe, ihm seine Auffassung beizubringen, zu entgehen, den Direktor heimlich aufgefordert hätte, ihn mit unbestimmten Redensarten hinzuhalten? Einen letzten Versuch wollte er trotzdem wagen.

„Sie kennen meine Lage,“ sagte er, „und vermögen sich ein Bild von meinem Gemütszustand zu machen. Geben

Sie mir Ihr Ehrenwort, daß Sie mir alles gesagt haben, was Sie wissen."

In diesem Augenblick brachte ein Rathausdiener einen Pack Briefe.

„Wie können Sie verlangen," rief der Direktor keuchend, „daß ich bei dieser Lawine von Arbeit, die Sie ja sehen, mein Ehrenwort für derartiges einsetze! Ich habe ja kaum Zeit, Atem zu holen, ich weiß nicht, wo ich anfangen soll ... großer Gott! Was ich sagen konnte, habe ich zu sagen versucht ... und Sie wissen, wie sehr ich an Ihrem Onkel hänge. Auf Wiedersehen also ... und schreiben Sie sich meinen Rat hinter die Ohren!"

Offenbar empfand der Mann das Bedürfnis, ein Pflästerchen auf die Wunde zu legen, denn er setzte leise hinzu: „Ein schönes Mädchen ist sie! Ach, was das betrifft, eine schöne kräftige Person!"

Damit geleitete er ihn aufs verbindlichste über den Flur.

Nun trug der Aermste nichts davon als neue Zweifel zu den früheren Besorgnissen, und er kam so verstimmt und gedrückt nach Hause, daß ihm nichts daran lag, dem Onkel Bericht zu erstatten über seinen Besuch. Der Umstand, daß dieser auch beim Abendbrot mit keiner Silbe danach fragte, bestätigte ihn in dem Verdacht, der Komtur habe unterirdisch gegen ihn gearbeitet. Das empörte ihn und erfüllte ihn mit Angst. Bei alledem tanzte der entzückende Fuß, den er vom Speicher aus gesehen hatte, wie ein Feuerrädchen vor seinen Augen und trotz aller Menschen und aller Gründe entzündete sich seine Liebe daran zu neuer Glut.

* * *

Das sah er freilich ein, daß die unbestimmten Aeußerungen des Direktors dem Onkel einen stichhaltigen Vorwand lieferten, seine Zustimmung zu verweigern, die doch ganz unentbehrlich war. Als sie am Tag darauf über die Sache sprachen, räumte der Neffe das willig ein; von seinem Verdacht einer gegen ihn angezettelten Verschwörung aber schwieg er weislich. In seines Herzens Not that er den etwas gewagten Schritt, sich dem Ingenieur Ginoni vollständig anzuvertrauen.

Ginoni war wie aus den Wolken gefallen. Auskunft über dieses Mädchen? Ja, war denn ihr Gesicht nicht der beste Bürge für ihre Rechtschaffenheit? Er für sein Teil würde jeden Augenblick die Hand für sie ins Feuer gelegt haben, übrigens wußte er mancherlei von ihren Verhältnissen. Sie stammte wirklich aus Brescia, war die Tochter eines vor Jahren verstorbenen Militärarztes, hatte auch ihre Mutter früh verloren. Ein Bruder von ihr lebte als sehr anständiger Kaufmann in Brescia. Celzani war ganz glücklich über diese Nachrichten.

„Was wollen Sie denn sonst noch wissen?“ fuhr Ginoni fort. „Wollen Sie etwa an alle Ortsvorsteher, in deren Gemeinden sie Lehrerin war, einen Fragebogen schicken? Lächerlich! Ein Mädchen ist immer ein Rätsel. Man weiß nichts von ihr, als was ihr Gesicht und was uns das eigene Herz sagt. Vielleicht wichtiger ist mir . . . Hand aufs Herz, Blume der Sekretäre, wie steht's mit dem Briefwechsel?“

Diese Frage wurde nur durch ein trostloses Gesicht beantwortet, wobei Ehrwürden Celzani die Augen niederschlug wie der Priester vor dem Altar. Halb von Mitleid bewegt und doch mühsam seine Heiterkeit unterdrückend, sagte Ginoni: „Wie wär's, wenn ich ein gutes Wort für Sie einlegte? Nun? Was sagen Sie dazu? Kann man einem Menschen einen größeren Beweis von Freundschaft geben? Wenn ich ihr ein wenig den Puls fühlte?“

„Thun Sie's,“ versetzte der Sekretär gedämpft.

„Es soll geschehen! In Frauenherzen sieht nur der Unbeteiligte klar. Lassen Sie mich machen und seien Sie unbesorgt!“

Es war dem Ingenieur vollkommen Ernst mit seinem Vorsatz, und zwar nicht nur weil die Liebe zwischen zwei so ungleich gearteten Menschen ihn psychologisch fesselte, sondern auch weil er seinen Schlingel von Sohn seit einigen Tagen im Verdacht hatte, der Lehrerin nachzustellen. Wenn diese bisher keine Klage darüber geführt hatte, so war es sicher nur unterblieben, um dem Vater Verdruß zu ersparen, er hielt es also für sehr ratsam, ein Hindernis zwischen ihr und dem jungen Menschen aufrichten zu helfen.

Gleich am folgenden Morgen traf er Maria Pedani auf der Treppe, wo sie seinem eigenen Dienstmädchen Anleitung zu gymnastischen Uebungen gab, die zur Heilung von Frostbeulen dienen sollten. Baumann hatte zuerst entdeckt, daß dieses Uebel durch Treten heilbar sei, und Fräulein Pedani setzte ihr die nötige Art und Weise genau auseinander. Beim Anblick des Gebieters verschwand die Zofe, und dieser begrüßte die Lehrerin mit seinem gewöhnlichen Witz: „Zum Kuckuck mit der Turnerei!“

„Zum Kuckuck mit den Beschützern der Skrofulose und englischen Krankheit!“ gab sie im selben Ton zurück.

Der Ingenieur lachte und ging mit ihr die Treppe hinunter.

Plötzlich blieb er stehen und fragte flüsternd: „Wie können Sie nur so ruhig und heiter sein, während um Ihretwillen ein Unglücklicher Höllenqualen leidet?“

„Wer hat Ihnen das gesagt?“ fragte sie, ihn fest ansehend.

„Der es Ihnen schrieb!“

„Ach so! Dann reden wir lieber von etwas anderm,“ warf sie gleichgültig hin.

„Was? Nicht einmal von ihm sprechen hören wollen Sie? Keine Regung des Mitleids? Bis zu diesem Grad verhärtet also die Turnkunst Frauenherzen?“

Maria versicherte, daß ihr Herz nicht verhärtet, aber ausgefüllt sei. Daß sie nur eine einzige Leidenschaft fühle und sich entschlossen habe, dieser ihre ganze Jugend zu weihen. Jedenfalls könnte sie ihr Leben nur an das eines Mannes knüpfen, der es der nämlichen Aufgabe widme.

„Wer mich heiraten wird,“ schloß sie einfach, „wird Gymnastik treiben.“

Der Ingenieur lachte in sich hinein und streifte sie mit einem raschen Blick.

„Das glaub' ich!“ sagte er, um dann ernsthaft hinzuzusetzen: „Das Schicksal des Unglückseligen ist also unwiderruflich beschlossen?“

„Von mir hängt keines Menschen Schicksal ab, darüber bin ich froh.“

„Amen!“ murmelte Ginoni.

Schweigend gingen sie die Treppe vollends hinunter.

„Und doch denken Sie noch daran?“ bemerkte Ginoni unter der Hausthüre.

„Weil ich still war!“ entgegnete sie. „Ich überlegte mir, daß den ganz kleinen Kindern noch zu wenig Bewegungen der unteren Uebungsstufen beigebracht werden ... so täuschen Sie sich!“

Der Ingenieur lachte hellauf und rief als Abschiedsgruß: „Ein Pereat den Spartanern!“

„Ein Pereat den Sybariten!“ rief sie über die Schulter zurück und entfernte sich mit großen Schritten.

* * *

In so gemilderter Form der Ingenieur auch ihre Antwort übermittelte, sie traf den Sekretär „mitten ins Herz“. Auch die Ermahnung, sich nicht abschrecken zu lassen, die wiederholte Anwendung des Bildes von der Pulvermine, die lange gloste und dann unfehlbar losgehe, vermochte ihn nur wenig aufzurichten. Er verfiel wieder in einen erbarmungswürdigen Zustand. Nach wie vor erspähte er jeden Gang der Lehrerin, um ihr beim Ausgehen oder Heimkommen zu begegnen, und warf ihr dabei mit dem Mut der Verzweiflung lange flehende Blicke zu, von einer Bettlergebärde begleitet, die ein Lächeln erbat. Sie blieb sich in ihrem Verhalten ihm gegenüber immer gleich, grüßte höflich, war ohne alle Auffälligkeit gleichgültig und that, als ob sie nie bemerkte, daß er sich hinter der Hausthüre, an Straßenecken, in der Pförtnerstube versteckte, um ihr aufzulauern, oder daß er auf der Straße stehen blieb, um ihr nachzusehen, wenn sie vorübergegangen war. Daß sich die Leidenschaft des armen Tropfs mit jedem Tag steigerte, nahm sie wohl wahr, ohne die Ursache zu kennen. Ihr Ruf mehrte sich nämlich auch von Tag zu Tag. Ein Aufsatz von ihr über Heinrich Ling, den Begründer der schwedischen Gymnastik, der durch seine Beweisführung und eine lebendige Ausdrucksweise von einer gewissen „Plötzlichkeit“, namentlich in Schilderung der Uebungen an der gekrümmten Leiter und dem

„Spalier" hervorragte, war von der Fachschrift in eine Turiner Tageszeitung übergegangen und hatte Aufsehen gemacht. Ferner hatte sie im Lehrerinnenverein einen Vortrag gehalten über einzelne, auf bestimmte Gebrechen berechnete Uebungen der Heilgymnastik, und dabei ohne zur Schau getragene Gelehrsamkeit eine ungewöhnliche Kenntnis der Anatomie verraten. Auch davon hatten die Zeitungen gesprochen und der Bericht hatte hervorgehoben, wie fesselnd die Persönlichkeit der Rednerin, ihre merkwürdig tiefe und klangvolle Stimme, ihre eigentümlich kräftigen und zweckbewußten Bewegungen seien, und wie diese den Beifall gesteigert hätten. Die Folge war, daß ihre Privatstunden von allen Seiten gesucht wurden, daß Lehramtskandidatinnen in ihr Haus kamen, um sich bei ihr fürs Turnfach auszubilden, da in dieser Jahreszeit in der Palästra keine Kurse stattfanden: junge Mädchen mit körperlichen Fehlern, die nur unter ihrer Leitung turnen wollten, Lehrerinnen, die ihr Examen schon gemacht hatten und sie um Rat und Hilfe angingen.

Diese wachsende Berühmtheit gab den Gefühlen des Sekretärs erneuten Aufschwung, seiner Sehnsucht herben und doch fesselnden Reiz. Sich in den Besitz einer bekannten, gefeierten Frau hineinzuträumen, war ihm erhöhte Wonne, er malte sich aus, wie doppelt selig er in seiner untergeordneten Stellung sein würde, wenn die gefeierte Rednerin in ihr bescheidenes Heim zurückkehren, wenn er die herrliche Gestalt, die Hunderte von Augen bewundert und begehrt hatten, in seine Arme schließen dürfte. Daß er selbst so unbedeutend und klein neben ihr bleiben würde, störte ihn nicht im geringsten, im Gegenteil, er wollte gar nichts bedeuten als ihren Gatten, den sie wie einen Diener, wie ein Werkzeug, einen Zeitvertreib, ein treues Haustier behandeln, den Tag über vielleicht gänzlich vergessen würde, um doch ihm allein anzugehören. Denn das hatte er mit seinem priesterlichen Spürsinn längst herausgefühlt, so tiefen Einblick hatte er als stiller Denker in ihr Wesen gethan, daß er sicher war, sie würde, wenn sie den Schritt einmal gethan hätte, mit unverbrüchlicher Treue an ihm festhalten, und wär's auch nur dem Bewußtsein ihrer Frauenwürde, der

Vernunft zu Liebe, und wüßte sie auch noch so genau, wie tief er in jeder Beziehung unter ihr stand. Ach, wenn er doch ans Ziel gelangen könnte! Wie wenig würde er sich dann um Spott und Nachstellungen der andern kümmern! Er würde seiner Sache sicher sein und seinen Schatz der ganzen Welt vor der Nase wegschnappen. Was gingen ihn die Sticheleien dieses Fassi an!

Dieser fuhr nämlich fort, ihm bei jeder Begegnung einen kleinen Hieb zu versetzen, nur geschah es neuerdings auch mit einer gewissen Gereiztheit gegen Maria selbst. Sie rückte vor ins Licht, ihn ließ sie im Schatten, und seit sie so viel beschäftigt war, mußte er mehr und mehr auf ihre ihm so nötige litterarische Unterstützung verzichten. Mit seinen herausfordernden Artikeln in der „Neuen Arena" hatte er sich eine Heerschar von Gegnern erweckt. Da er alle Feinde der Gymnastik heruntersetzte, hatte er von den Balletttänzern gesagt, daß sie durch einseitige Ausübung der untergeordnetsten Bewegungen Athletenbeine und Hühnerbrüste bekämen, dem Fechtmeister hatte er zum Vorwurf gemacht, daß ihre Kunst die rechte Hüfte und Schulter vergrößere und die menschliche Gestalt um ihre richtigen Verhältnisse bringe, die Klavierlehrer hatte er als Urheber der allzu „seßhaften" Lebensweise der jungen Mädchen in Anklagezustand versetzt und den Bandagisten hatte er vorgeworfen, daß sie das Turnen beim Publikum verleumdeten, weil es allerdings ihr Gewerbe entbehrlich mache, sogar die Apotheker und Droguisten hatte er gereizt, weil er behauptete, sie bekämpften „die neue Wissenschaft", weil der Leberthran durch sie überflüssig werde. Natürlich waren von allen Seiten erbitterte Entgegnungen erfolgt, zu deren Beantwortung ihm jede Befähigung abging, und gerade in dieser Lage hatte ihn nun Maria Pedani im Stich gelassen. Fassi machte seinem Unmut darüber bei dem Sekretär Luft, natürlich ohne den wahren Grund auszusprechen, denn obwohl er die Lehrerin als ehrsüchtiges, undankbares Geschöpf hinstellte, gab er aus Klugheit vor, mit ihr im besten Einvernehmen zu stehen. Da der Sekretär stets ihre Partei nahm, steigerte er sich mehr und mehr in seinen Aeußerungen, und schließlich kam

es zu einem Wortwechsel. Als er eines Tages geradezu über die Lehrerin schimpfte, versetzte Celzani verletzt: „Fräulein Pedani ist ein anständiges Mädchen.“

„Pah,“ warf Fassi hin. „Wenn ich gewollt hätte . . .“

„Das ist nicht wahr!“ rief der Sekretär empört.

Fassi wollte mit saftigen Grobheiten herausrücken, aber die Rücksicht auf die Mietzinsermäßigung, deren er sich erfreute, band ihm die Zunge. So begnügte er sich mit der Bemerkung: „Ich will Ihnen wünschen, daß Sie nicht auf eigene Kosten die Probe machen!“ und dann trennten sie sich, um fortan nur noch steife Grüße zu wechseln.

* * *

Auch dieses Zerwürfnis diente nur dazu, Celzanis Liebesglut zu schüren. Alle hatten sich also verschworen, dieses Mädchen zu verleumden und sie ihm zu verleiden, sein Onkel, dieser Fassi und seine Frau, der Direktor und die Zibelli, und allen zum Trotz wollte er sie lieben, denn alle machten sich ja der Lüge schuldig. Er liebte sie in der That noch heißer als bisher und erblickte in ihrem strengen, gleichmäßigen Verhalten ihm gegenüber, in jeder Bewegung, die er beobachtete, neue Beweise für ihre Makellosigkeit. Ein kleiner Zwischenfall erregte ihn noch mehr. Im unteren Hausflur wurden die Fliesen erneuert, und man hatte von der Treppe herab ein Brett als Brücke über die aufgerissenen Stellen gelegt. Jeden Morgen war es ihm ein Genuß, sie mit aufgeschürztem Kleid über den schwanken Steg gehen zu sehen, der unter ihrer Last schwankte, die er dabei selbst zu fühlen glaubte, und eines schönen Tags war ihm das Glück besonders hold. Die Maurer hatten das Brett beiseite gelegt, er kam aber eben zur rechten Zeit heraus, um das Versehen zu entdecken, und schaffte es, während sie oben an der Treppe stand, herbei, wobei er Gelegenheit hatte, Kraft und Gewandtheit zu zeigen. Die Lehrerin machte zwar keinen Gebrauch davon, sondern setzte leicht über den kleinen Graben, im Springen aber streifte ihr Kleid sein Gesicht, was ihn mit Wonne erfüllte, und sie dankte ihm für seine Mühe mit einem Lächeln, das ihm auf Tage hinaus wohlthat. War

es Wirklichkeit oder Selbsttäuschung, genug, er glaubte von diesem Augenblick an ein neues Gefühl, einen Strahl von Wohlwollen in ihren Augen zu entdecken, worin er den Anfang einer dauernden Umwandlung sah. Wie ein Astronom den Wandel der Gestirne, so beobachtete er nun, heute siegesgewiß, morgen zweifelvoll, ihr Gesicht . . . konnte er es wagen, ihr einen Antrag zu machen, oder war es noch zu früh? Aber wie sollte er weitere Ermutigung erwarten?

Da kam ihm der Ingenieur Ginoni mit einer leuchtenden Idee zu Hilfe.

„Blume der Sekretäre," sagte er eines Abends bei einer Begegnung in der Straße des heiligen Franziskus, „wenn Sie schlau sein wollen, wüßte ich, was Sie zu thun hätten! In Berrys Schaufenster steht eine Photographie des Barons Maignolt, der im Dauerlauf von Paris nach Versailles einen berühmten Radfahrer geschlagen hat. Natürlich schwärmt Fräulein Pedani für diesen Baron . . . kaufen Sie das Bild und übersenden Sie's ihr. Das wird einschlagen! Besser als Photographieen verschenken wäre freilich die Photographierten ausstechen! Machen Sie einen Dauerlauf von Turin nach Moncalieri und sorgen Sie für einen Bericht im Tageblatt . . . das würde Sie mehr fördern, als zehn Jahre verliebten Schmachtens!"

Der Sekretär sagte weder Ja noch Nein, aber am selben Abend noch übersandte er der Lehrerin das Bildnis durch ihre Aufwärterin. Er baute nicht allzu fest auf den Erfolg, wartete aber am andern Morgen doch auf Maria, um wenigstens ein kühles Wort des Dankes einzuheimsen. Sie kam mit Fräulein Zibelli die Treppe herunter. Diese warf bei seinem Anblick den Kopf zurück und ging ohne Gruß vorüber, Maria aber blieb stehen und sagte mit einem Lächeln und mit einer Wärme, wie er beides nie an ihr wahrgenommen hatte: „Ach, wie liebenswürdig Sie waren, Herr Sekretär! Wie kamen Sie nur dazu, meinen sehnlichen Wunsch zu erraten?"

Celzani verstummte im Uebermaß der Freude, und sie setzte heiter hinzu: „Ich weiß ja gar nicht, wie ich diese Aufmerksamkeit erwidern soll! Wenn ich Ihnen irgendwie dienen kann, so verfügen Sie über mich!"

Grausam! Aber Ehrwürden Celzani war doch im siebenten Himmel, seine That erschien ihm riesengroß und er glaubte den günstigen Augenblick gekommen. Onkel hin, Onkel her, jetzt konnte er keine Erkundigungen mehr einziehen, jetzt konnte er sich nicht mehr beherrschen, sondern mußte seinen förmlichen Antrag vom Stapel lassen, das Eisen schmieden, so lang es glühte. Die einzige Frage war nur noch: mündlich oder schriftlich? Darüber war er noch nicht mit sich im reinen, studierte aber mit Feuereifer die richtige Form für beide Fälle.

* * *

Fräulein Zibelli hatte schon seit einigen Tagen mit ihrer Freundin Frieden geschlossen, denn eine neue Wandlung ihres Daseins hatte sich vollzogen. Eines schönen Tages hatte sie am Hauseingang einen Turnlehrer getroffen, einen geschniegelten blonden jungen Mann, der früher Sergeant bei der Genietruppe gewesen war und den sie einmal in einer Versammlung des Lehrerkassenvereins hatte sprechen hören. Er hatte seinem Freund Fassi einen Besuch zugedacht, hatte sich tief vor Fräulein Zibelli verneigt, war mit ihr die Treppe hinaufgegangen und hatte sich unterwegs ganz besonders achtungs- ja verehrungsvoll mit ihr unterhalten. Einige Tage darauf hatten sie sich abermals getroffen, dieses Mal in Fassis Wohnung, der nicht zu Hause war und dessen Frau eine Vorstellung unterließ, als sie bemerkte, daß beide sich schon kannten. Da der junge Mann im Zuchthaus als Turnlehrer thätig war, bekam das Gespräch einen Stich ins Gefühlvolle, indem er den Damen auseinandersetzte, wie die Einführung des Turnens allen blutigen Händeln und Aufruhrgelüsten ein Ende gemacht habe, indem diese körperlichen Uebungen den Starken Gelegenheit gäben, ihren Ueberschuß an Kraft zu verarbeiten und ihre Eitelkeit zu befriedigen, so daß sie es nach öffentlichen Triumphen verschmähten, die Schwächeren zu unterdrücken und zu quälen. Im Verlauf der Rede hatte er dann Fräulein Zibelli um mancherlei Erklärungen und Rat gebeten und ihrer Weisheit mit solcher Andacht gelauscht, daß es ihr zu Herzen gegangen war.

Mit gewohnter Schnelligkeit hatte sich wieder ein Liebestraum eingestellt und damit waren Heiterkeit und Freundschaft zurückgekehrt. Sie hatte sich mit Maria Pedani ausgesöhnt und sogar den Neid überwunden, den ihr der wachsende turnerische Ruhm der Kollegin erweckte, in der Schule war sie wieder mild und freundlich geworden, hatte den schwarzen Talar der Pädagogik, worein sie sich versteckt gehabt, abgelegt und wieder angefangen, Romane zu lesen, sogar heimlich Verse zu schmieden und sich nicht mehr um den Haushalt gekümmert, den sie sonst allein führen wollte. Dieser Gemütsverfassung des Fräulein Zibelli war der Zufall zuzuschreiben, daß Maria am nächsten „Ersten" den Mietzins überbringen mußte, was sonst zu den Obliegenheiten der Freundin gehörte. Da der Sekretär die Gelder in Empfang nahm, stutzte sie ein wenig über diesen Auftrag, aber Fräulein Zibelli hatte alle Eifersucht begraben, wenn er selbst auch noch in Ungnade stand, und reichte ihr lachend das Geld.

„Trag du's nur hinunter! Das wird ihn glücklich machen!"

Die Lehrerin holte noch Schrebers „Therapeutische Gymnastik" von ihrem Tisch, die sie dem Professor Padalocchi versprochen hatte, und ging. Der alte Herr empfing sie mit ausgesuchter Höflichkeit und versicherte, durch die Atemübungen wesentlich erleichtert zu sein, worauf sie ihm die Drehung der Arme anriet und ihm wissenschaftlich erklärte, inwiefern diese Bewegung der oberen Gliedmaßen auf die Thätigkeit der Atmungsorgane günstig wirke.

Während sie diese kleine Wanderpredigt hielt, saß der Sekretär einsam und allein am Schreibtisch seines Onkels und brachte die wichtigsten Sätze seiner Werbung zu Papier. Der Entwurf kostete ihn ziemlich viel Kopfzerbrechens, galt es doch die Verschmelzung einer leidenschaftlichen Liebeserklärung mit dem feierlichen Ernst eines Heiratsantrags, dem man besonnenes Denken und reifliche Erwägung anfühlen sollte. Daneben wollte er möglichst zart und verblümt seine nicht ungünstigen Vermögensverhältnisse an-

deuten und seine Aussichten auf die Erbschaft des Onkels, der allerdings in Genua und Mailand noch viele Verwandte hatte, durchschimmern lassen. So grübelte er, schrieb, strich durch und fand die nötige Sammlung schon deshalb nicht, weil ihm das zu erwartende Erscheinen des Fräuleins Zibelli, die sonst immer die Miete brachte, im Magen lag. Trotzdem wurde der erste Satz wenigstens unumstößlich festgestellt. Er lautete: „Verehrtes Fräulein! Es ist ein im Leben des Mannes entscheidender Schritt, den ich thue ..." und er war eben daran ihn noch besser abzurunden, als die Klingel ertönte.

„Die Zibelli!" brummte er vor sich hin und schickte sich an, der Dame, die ihn keines Grußes würdigte, möglichst frostig zu begegnen.

Jetzt streckte die alte Dienerin den Kopf zur Thüre herein und meldete: „Herr Sekretär, Fräulein Pedani bringt den Hauszins."

Mit flammendem Gesicht sprang er vom Stuhl auf, sprechen konnte er nicht, nur durch eine Handbewegung befahl er der Magd, die Dame eintreten zu lassen, was sofort geschah.

Als Maria Pedani über die Schwelle trat, war's dem Sekretär, als ob seine ganze Umgebung mit einem Schlag verwandelt wäre; das Zimmer hatte eine andre Beleuchtung, die Möbel schienen anders zu stehen, die Umrisse aller Gegenstände flossen ineinander, alles schwamm vor seinen Augen wie es einem furchtsamen Menschen bei einem Zweikampf ergeht. Er irrte umher, um einen Stuhl zu suchen, stammelte: „Bitte Platz zu nehmen!" ergriff glücklich den am entferntesten stehenden Sessel, rückte ihn hart an den Tisch, fand dann, daß er zu nahe stehe, und schob ihn seitwärts, drehte ihn noch einmal, weil er jetzt schief stand, wies ihr diesen Sitz an, ohne sie anzusehen, setzte sich selbst verkehrt auf seinen Stuhl und wußte, nachdem er ihr den Briefumschlag abgenommen hatte, nichts Besseres zu thun, als die Banknoten so aufmerksam zu zählen, als ob ihm vor einem Betrug bange.

„Ganz richtig," stotterte er dann mit bebenden Lippen

und nahm einen Stempelbogen, um die Quittung zu schreiben.

Sobald er aber die Feder eingetaucht hatte, überkam ihn stürmisch wie eine Windsbraut die Versuchung, diese Gelegenheit am Schopf zu packen, und zugleich die Angst, der Augenblick könnte ungünstig und gefährlich sein, so daß er in seiner Verwirrung statt der Quittung den festgestellten Satz: „Verehrtes Fräulein! Es ist ein entscheidender Schritt . . .“ zu schreiben anfing.

Er wurde seines Irrtums inne, errötete, zerriß das Blatt und fing auf einem andern von neuem an. Aber in seinem Gehirn wirbelte alles durcheinander, vor seinen Augen flimmerte es, die Hand zitterte und der kalte Angstschweiß trat ihm auf die Stirne.

Ruhig und ernsthaft betrachtete ihn die Lehrerin. Kein Lächeln zuckte um ihren Mund; der Sinn fürs Komische ging ihr überhaupt ab. Wenn er in der Verfassung gewesen wäre, sie zu beobachten, er würde in ihren Augen nichts weiter gelesen haben, als eine gewisse mitleidige Neugier, etwa den Ausdruck, womit man einen Geisteskranken betrachtet.

Als der Sekretär endlich bis zur Unterschrift gelangt war, war auch sein Entschluß gefaßt.

Er faltete das Blatt zusammen, hielt es aber fest, um sie am Gehen zu hindern, stand auf und begann, bald rot, bald blaß werdend: „Mein verehrtes Fräulein!“

Und was folgte? Möglich, daß ihm urplötzlich der Mut versagte, möglich, daß ihm der Gedanke durch den Sinn gefahren war, es wäre besser, erst ein allgemeines Gespräch anzuknüpfen, damit die Erklärung nicht gar zu unversehens und heftig herauskomme, genug, auf das in zitterndem, bewegtem Tone gesprochene: „Mein verehrtes Fräulein!“ folgte die überraschend trocken hingeworfene Frage: „Sollten irgend welche Ausbesserungen in Ihrer Wohnung nötig sein, so . . .“

Dieses Mal mußte Maria Pedani doch beinahe lachen. Sie erklärte, daß in ihrer Wohnung alles in gutem Stand sei, dankte für das Anerbieten und streckte, indem sie sich zu gehen anschickte, die Hand nach der Quittung aus.

Der Augenblick war entscheidend — jetzt oder nie mußten die Würfel fallen. Celzani zog das Papier zurück und stürzte sich mit dem Mut der Verzweiflung mitten ins Treffen, obwohl der einstudierte Satz spurlos aus seinem Gedächtnis weggewischt war.

„Mein Fräulein! . . .“

Es geschieht mitunter auch minder schüchternen Rednern, daß sie von einem starken Gefühl beherrscht und in einer ihnen nicht geläufigen Ausdrucksweise in Worten, Ton und Gebärde unwillkürlich von der Empfindung, die sie ausdrücken wollen, insofern abweichen, als ihr schlichtes, ehrliches, wahres Gefühl im Ausdruck theatralisch oder predigerhaft, mühselig übertrieben, kurz, unwahr wirkt, ungefähr so, wie wenn ein andrer für sie spräche, ohne sie recht verstanden zu haben, und fast mit der Absicht, ihre Sache scheitern zu lassen. Dieses Unheil widerfuhr auch dem armen Sekretär. Die Hand aufs Herz drückend, die Stimme unnatürlich steigernd, die Blicke im Kreis umherschweifen lassend, als ob er den Flug eines Schmetterlings verfolgte, deklamierte er drauf los.

„Mein Fräulein! Ich habe Ihnen etwas zu sagen . . . gestatten Sie . . . verzeihen Sie mir. . . . Wohl bin ich mir bewußt, daß hier nicht der Ort dazu ist, aber es gibt Augenblicke, gibt Gefühle. . . . Der ehrliche Mann, wenn er ehrlich fühlt, und sei es auch vor Gottes Altar, kann nicht schweigen . . . er muß sprechen . . . man muß ihm alles verzeihen . . . man muß ihn reden lassen. Ich habe mich schon erklärt, Sie kennen meine Gefühle. Niemals . . . niemals waren sie leichtfertiger Art . . . nicht am ersten Tag . . . niemals. Immer hatte ich das Eine im Sinn. Nicht im geheimsten Winkel meines Herzens, so glühend die Leidenschaft darin tobt . . . Gott ist mein Zeuge . . . nur die reinste Absicht, das heiligste Ziel, die Hingebung des ganzen Lebens . . . wenn ich's Ihnen auch nicht geschrieben habe, so sage ich's Ihnen jetzt, mein Fräulein . . . Ihre Hand! Vielleicht treffe ich nicht die richtige Form, aber ich spreche ja zu einer schönen Seele. Die Frucht ist reif. Ueberlegen Sie die Frage. Es ist ein Ehrenmann, der sie

stellt, auch mein Onkel ist damit einverstanden. Glauben Sie an dieses Herz ... so kann ich nicht mehr weiter leben. Ich bitte nur um Ihre Hand ... ein Wort allein! Sprechen Sie mein Urteil."

Die Lehrerin, die seine ersten Worte lächelnd, die weiteren sehr ernsthaft angehört hatte, wurde ein wenig rot, als sie seine weitaufgerissenen Augen mit einem Ausdruck der Todesangst auf sich gerichtet sah. Sie runzelte die Stirn und die flüchtige Röte verflog, als sie, den Blick auf einen Wandkalender geheftet, in einem Alltagston, der seltsam von seinem Pathos abstach, mit ihrer tiefen Stimme zur Antwort gab: „Sehen Sie, Herr Sekretär, ich kann nicht viel Redensarten machen, wie es sich vielleicht ziemte, ich will Ihnen frei heraus meine Meinung sagen und bitte Sie im voraus um Verzeihung. Ich kann Ihnen nur für Ihre gutgemeinten Absichten danken, durch die ich mich wirklich geehrt fühle. Allein ... wenn ich geneigt wäre, darauf einzugehen, würde ich es Ihnen gleich nach Empfang Ihres Briefes gezeigt haben, den ich ganz in diesem Sinne aufgefaßt habe. Ich wiederhole, daß mich Ihr Antrag wirklich ehrt, aber — ehrlich gesagt — ich bin nicht für die Ehe geschaffen. Für meinen Beruf muß ich frei sein, und ich bin fest entschlossen, frei zu bleiben. Ich bin siebenundzwanzig Jahre alt ... wenn ich andrer Neigungen fähig wäre, als der zu meinem Beruf, würde ich wohl längst einer solchen gefolgt sein. So ist es ... zierliche Redensarten zu drechseln, ist nicht meine Sache. Es thut mir sehr leid und ich bin Ihnen dankbar, das ist alles, was ich sagen kann. Und nun, wenn ich bitten darf ... die Quittung."

Der schwer verwundete Liebhaber stöhnte, und der Jammer gab ihm wenigstens die Natürlichkeit wieder.

„Ach nein, mein Fräulein, nein!" rief er aufgeregt. „So können Sie nur sprechen, weil Sie mich nicht kennen! Ich bin nicht wie andre Männer, was denken Sie nur? Ich liebe Sie so ernstlich, bin so unglücklich, ach mein Gott, ich sehe ja gar nichts andres mehr und weiß nicht, wie mir geschah! Sie sagen, Sie wollten frei sein ... was liegt mir daran? Ich werde wahrlich nicht den Herrn spielen

wollen! Ach, Sie begreifen es nur nicht ... Ihr Sklave will ich sein, ein Sklave, der keinen Anspruch erhebt, der nichts sein, nichts bedeuten will, der nur selig, wahnsinnig vor Glück sein wird, wenn er zu Ihren Füßen liegen darf! Sie ahnen nicht, wie es in mir aussieht, wie ich bin, wie ich den Verstand um Sie verliere, wie ich Ihnen mein Herzblut, mein ewiges Heil opfern würde. ... Großer Gott! Sagen Sie nicht nein! Haben Sie Erbarmen mit einem ehrlichen Herzen!"

Mit diesen Worten breitete er die Arme aus und neigte sich zu ihr, hilfeflehenden Blicks zu ihr aufsehend wie Murillos heiliger Antonius zum Jesuskind. Verwundert, eine solch leidenschaftliche Glut in diesem Menschen wahrzunehmen, blickte ihn das Mädchen ganz erstaunt an, warf einen raschen Blick nach der Thüre und sah dann abermals den ungestümen Werber mit einer gewissen innern Unsicherheit, fast mit Reue an.

„Schade, daß ich nicht anders geartet bin!" schien sie zu denken.

Sie wurde sich aber sofort bewußt, daß er ihr Schweigen mißdeuten könne, und beeilte sich, im wohlwollendsten Ton, der ihr zu Gebot stand, die Antwort zu geben: „Lassen wir's genug sein, Herr Celzani! Ich habe Ihnen ja gesagt, wie ich denke. Sie haben ein gutes Herz ... Sie werden eine andre finden, die Ihre Gefühle erwidert, wie Sie's verdienen. In mir täuschen Sie sich, ich bin gar nicht die, für die Sie mich vielleicht halten. Ich bin keine zärtliche Natur, mein Herz ist eher wie das der Männer, darum würde ich auch keine gute Frau werden. Sie sehen, ich bin vollkommen aufrichtig, und nun seien Sie vernünftig und geben Sie mir die Quittung ... es schickt sich nicht für mich, noch länger hier zu bleiben."

Im ersten Augenblick stand Celzani wie versteinert da, aber die Vorstellung, mit dieser Verzweiflung im Herzen allein bleiben zu müssen, kam so gewaltig über ihn, daß er einen letzten hoffnungslosen Versuch, sie zu gewinnen, machen mußte.

„Nehmen Sie sich wenigstens Bedenkzeit! Weisen Sie

mich nicht ganz ab! Sagen Sie mir kein endgültiges Nein!“

Jetzt wurde Maria Pedani ungeduldig; einen Schritt vortretend, streckte sie die Hand aus, um ihm die Quittung zu entreißen. Unwillkürlich umfaßte Celzani krampfhaft ihre Hand und stürzte, wie von Schwindel ergriffen in die Kniee, umschlang wie ein blinder Bettler ihre Gestalt und schmiegte sein schmerzverzerrtes Gesicht in ihr Kleid. Rasch wie der Blitz lösten kräftige Finger seine ineinander gekrampften Hände und ein rascher männlicher Griff stellte den verblüfften Mann wieder auf seine Beine.

„Herr Celzani,“ sagte die Lehrerin streng, aber mehr ärgerlich als entrüstet, „solche Geschichten macht man mir nicht ... lassen Sie sich das ein für alle Mal gesagt sein,“ setzte sie nach einer kleinen Pause hinzu.

Der Sekretär hörte es kaum. Der ungeheure Schmerz über ihre Weigerung, die Beschämung, das Grauen vor der Zukunft, alles verschwand vor der tiefen und heftigen Erregung, worein ihn die Berührung ihrer Arme versetzt hatte und die ihn förmlich betäubte, wie die Berührung einer übermenschlichen Erscheinung.

Als er Maria Pedani auf die Thüre zuschreiten sah, kam er zur Besinnung, eilte ihr schwankenden, ungestümen Schrittes nach, blieb aber in einiger Entfernung von ihr stehen. Schon hatte sie die Hand auf die Klinke gelegt, zog sie aber mit einem mitleidigen Blick auf ihn wieder zurück und streckte sie ihm knabenhaft, kameradschaftlich hin, ihrer Freundlichkeit jeden Anflug eines innigeren Gefühls benehmend. Celzani verstand sie und legte seine leblosen Finger in die ihrigen.

„Wir sind also einig,“ bemerkte sie ernst. „So etwas wird nie wieder vorkommen!“

Mechanisch, halb bewußtlos wiederholte er: „Nie wieder.“

Dann ging sie, ohne daß er Miene gemacht hätte, ihr das Geleit zu geben. Als sie durchs Vorzimmer schritt, hörte sie einen langgezogenen dumpfen Laut, wie ein hinter vorgehaltener Faust ersticktes Stöhnen, und das Geräusch

von hastigen, strampelnden Schritten, an das Getrampel eines wild gewordenen Maultiers erinnernd. Mitleidig schüttelte sie den Kopf.

* * *

Von diesem Tag an ging eine große Veränderung mit dem Sekretär vor. Er paßte die Lehrerin nicht mehr auf der Treppe ab, fing an Virginiacigarren zu rauchen, besuchte das nahgelegene Café Monviso, das Alfieritheater, nahm eine freiere Haltung an, widmete sich seinen Obliegenheiten als Sekretär mit einem Feuereifer, als ob sich der Besitzstand seines Onkels plötzlich verdreifacht hätte. Ja, er trieb die Wunderlichkeit so weit, seine unvermeidliche schwarze Krawatte mit einer himmelblauen zu vertauschen, die ihm ein ungemein übermütiges Ansehen verlieh! Alle Hausgenossen machten ihre Glossen über diese Wandlung. Sie hörten ihn mitunter auf der Treppe ein Liedchen trällern, sahen ihn hüpfenden Schrittes hinauf oder hinunter eilen, begegneten ihm auf der Straße in Gesellschaft von jungen Leuten, mit denen er nie verkehrt hatte, und sahen ihn dabei lebhaft reden, in der Luft herumfuchteln, kurz, sich ganz gebärden wie einer, der es in Vergessenheit bringen will, daß er je dem Priesterstand angehört hat.

Außer dem Ingenieur Ginoni wußte niemand Bescheid über die Ursachen dieser Erscheinung, doch diesem machte sie viel Spaß. Wo er den Sekretär traf, rief er ihm ein: „Der Zauber wich, das Joch ist abgeworfen!“ oder: „Freiheit, die ich meine!“ „Bravo, Blume der Sekretäre!“ zu. Celzani machte darauf immer ein pfiffiges Gesicht, als ob er sagen wollte: „Das liegt hinter mir,“ und so ging es den ganzen März hindurch.

Dann aber kam ein Rückfall in die hoffnungslose Liebeskrankheit.

Wie das so zugeht, ach großer Gott! In den ersten warmen Frühlingstagen hatte Fräulein Pedani ein neues kastanienbraunes mit schwarzen Seidenstreifen verziertes Wollkleid angelegt. Es war ein sehr bescheidenes Gewand, das von einer billigen Schneiderin gemacht, vielleicht seine dreißig

Franken gekostet haben und daher auch gar kein Meisterwerk sein mochte. Aber die wirkliche und wunderbare Schneiderin war ja in diesem Fall die Trägerin, die das Kleid ausfüllte und der es sich anschmiegte, die verführerischsten Linien kundgebend, die nur je ein Bildhauer für seine Göttin hätte träumen können. Wenn sie jetzt von der Palästra nach Hause kam, gab es Stunden, wo Luft, Sonnenschein und Anstrengung dieser Gestalt einen Glanz reifer Jugendlichkeit verliehen, die Frische einer Schwimmerin, die eben der Flut entsteigt, einem gewissen berauschenden Duft, wie er von einem blühenden Baume ausströmt. Wenn sie an dem Sekretär vorüberging, so zitterte es in dem Oboeklang ihrer Stimme, womit sie ihm guten Tag wünschte, wie ein halb unterdrückter Wonnelaut. Drei- oder viermal leistete der unglückliche Sekretär dem Zauber dieser Begegnungen Widerstand, dann streckte er die Waffen, ließ das Café Monviso, das Theater, die Kameraden und die Virginiacigarren im Stich und gab die herausfordernde weltmännische Haltung auf. Von der Vermessenheit des Märzmonats blieb nichts übrig als die himmelblaue Krawatte.

Aber er hatte sich in diesem Monat doch allerhand Gedanken gemacht, und das Ergebnis davon war, daß er in dieser zweiten Liebesstation die Kriegsführung änderte und sich gewaltsam dazu zwang, seine Leidenschaft in das Gewand ruhiger Freundschaft zu hüllen. Keine schüchternen Nachstellungen mehr, keine flehenden Blicke, keine zitternden Begrüßungen, kein anbetendes Verstummen. Jetzt redete er die Lehrerin auf der Treppe unbefangen an, begleitete sie, führte Gespräche über beliebige Gegenstände, philosophierte über das Wetter und sprach über die Schulzeit, über Preßvergehen, über Fremde, über Tagesereignisse, nur um sie an seine Gesellschaft zu gewöhnen und ihr die Ueberzeugung beizubringen, daß sie ohne Angst vor Wiederholung seiner Liebeserklärungen mit ihm verkehren könne. Und der Erfolg blieb nicht aus. Wohl schwante ihr, daß er mit diesem neuen Verhalten einen Hintergedanken, ein entferntes Ziel verfolge, aber schließlich beruhigte sie sich doch. Abgesehen von seiner verrückten Liebe war er ja ein gebildeter Mensch,

mit dem sich wohl plaudern ließ, und ein guter Kerl, der ihr gar nicht unangenehm war, und so entstand nach und nach wirklich eine gewisse Vertraulichkeit zwischen den beiden.

* * *

Eine abermalige Kriegserklärung von Fräulein Zibellis Seite begünstigte diesen Verkehr, denn sie ließ die Freundin nun wiederum meist allein ausgehen. Dieser leidige Fall hatte greifbare Ursachen. Eines schönen Tages war der blonde Turnlehrer zum erstenmal auf dem Solferinoplatz beiden Damen miteinander begegnet, und bei dieser Gelegenheit hatte sich herausgestellt, daß er die ganze Zeit über Fräulein Zibelli für Maria Pedani gehalten hatte, die er nur aus ihren litterarischen Erzeugnissen kannte, und Fräulein Zibelli mußte nun erleben, wie die andächtige Bewunderung, die ihr so wohlgethan hatte, sofort und zwar in doppeltem Maß der wirklichen Maria Pedani zugewendet wurde. Dieser Entdeckung folgten entsetzliche Gewittertage, wo Maria von früh bis spät gescholten und gequält wurde, dann aber wandte sich Fräulein Zibelli mit Inbrunst der Religion zu, ging jeden Morgen in die Messe, schloß mit den Betschwestern im ersten Stock Freundschaft, trug einen dichten schwarzen Schleier, fastete am Freitag und Sonnabend und widmete jede freie Stunde, ja selbst die Nächte, dem Studium kirchlicher Schriftsteller. Sie verkapselte sich um so fester in diese Austernschale, als ihr längst keimender Neid auf die litterarisch-gymnastischen Erfolge der Kollegin nun in Blüte kam. Der Unterrichtsminister Guido Banelli war zufällig in Turin und erschien eines Morgens unvermutet in Begleitung eines ganzen Stabs von Schul- und Gemeinderäten in der Margheritaschule, wo Maria Pedani gerade Turnunterricht gab. Eine andre würde vielleicht den Kopf verloren haben, sie ließ sich aber gar nicht aus der Fassung bringen, trommelte alle Schülerinnen zusammen und ließ die rhythmischen Gangarten in solcher Mannigfaltigkeit, mit einer Sicherheit und Vollendung ausführen, daß der Minister, entzückt von der Leistung wie von der Persönlichkeit, ihr feuriges Lob spendete und sich in ein langes Gespräch

über englische Leibesübungen mit ihr einließ, während dessen seine Bewunderung noch höher stieg. Der Vorgang kam mit Nennung ihres Namens in allen Zeitungen und erhöhte ihren Ruhm. Fräulein Zibelli war nicht die Einzige, die ihr diesen Ruhm neidete, Fassi tobte geradezu. Wie es zu gehen pflegt, wurde Maria gerade in dieser Zeit auch an dem vornehmen Klosterpensionat von Cottolengo als Turnlehrerin angestellt. Eine so unerhörte Reihenfolge von Glücksfällen war für Fassi rein nicht mehr zu ertragen und überhaupt unbegreiflich. Dahinter mußte insgeheim ein hoher Gönner stecken, und sofort setzte er sich's in den Kopf, der Komtur Celzani verwende sich auf Bitten des Neffen für die Lehrerin.

„Eine Schande und eine Schmach ist's," platzte er eines Morgens dem Sekretär gegenüber los, „daß solch ein Mädchen, einzig und allein, weil sie eine hübsche Person ist, alle Ehren und Aemter davonträgt, während verdiente Professoren der Gymnastik zwanzig Jahre des Studiums und des saueren Schweißes dranrücken, ohne irgendwelche Vergünstigung, ohne auch nur die Anerkennung der Oeffentlichkeit zu erlangen. Das ist eine ekelhafte Günstlingswirtschaft, die ich in der Presse an den Pranger stellen werde."

Der Sekretär that, als ob er nicht wüßte, wohin der andre zielte, und das bestärkte Fassi derart in seinem Verdacht, daß er aus selbstsüchtigen Gründen zwar den Verkehr mit Maria Pedani aufrecht erhielt, Celzani aber nicht mehr grüßte. Seine Frau that desgleichen, und so hatte der gute Sekretär um seiner Liebe willen schon drei Todfeinde.

* * *

Unerschrocken und beharrlich verfolgte Celzani seine Pläne, indem er Marias Freundschaft und ihr Zutrauen zu erringen suchte. Heute machte er ihr eine besondere Freude mit einer Nummer des „Triestiner Turners", die ihm zufällig unter die Hand gekommen war, und worin eine Abhandlung über den „Pyrrhichius" stand, morgen trug er ihr eine Nummer der „Tribüne" zu, die der Onkel hielt, worin

die verneinende Antwort enthalten war, die das Gesundheitsamt in Rom allen Schulvorständen gab, die sich mit der Frage über die Tauglichkeit des Sitzens mit eng angezogenen Armen für die Schüler an diese Behörde gewendet hatten. Die Lehrerin äußerte große Dankbarkeit dafür, weil ihr der Gegenstand wichtig war und sie selbst schon darüber geschrieben hatte. Der Sekretär bereitete ihr aber noch andre Ueberraschungen. Längst hatte er sich darauf vorbereitet, gewisse Fragen mit ihr zu besprechen, nur am Mut dazu hatte es ihm bisher gefehlt, eines schönen Tages aber ließ er sein Licht leuchten. Nachdem sie ihm erzählt hatte, daß sie einen Kurs in der Anatomie besuche, bemerkte er etwas zaghaft: „Daran thun Sie sehr wohl, denn ohne Kenntnis der Anatomie versteht man den ... physiologischen Wert der einzelnen Uebungen nicht ... und ohne dieses Verständnis lassen sich die Uebungen nicht physiologisch einteilen ... was sicher das Richtige ist.“

Maria Pedani sah ihn ein wenig verwundert an, stimmte ihm aber freudig bei. Das war ein Schritt vorwärts. Ein andres Mal war er noch kühner und fragte nach ihrer Ansicht über die Verwendung von Turngeräten.

Auch diese Frage überraschte sie aufs angenehmste. Sie gab ihm zur Antwort, daß sie das Uebermaß nicht gutheiße und nicht zu denen gehöre, die aus der Palästra einen Akrobatenzirkus machen möchten, was die Familien abschrecke und thatsächlich eine Gefahr bedeute, daß sie aber auch denen nicht beistimme, die das Kind mit dem Bade ausschütten und die Geräte ganz und gar abschaffen wollten. „Wohin würden wir dadurch gelangen?“ schloß sie. „Zu einer kindischen Spielerei, die gerade den Haupterziehungspunkt, die Entwickelung des physischen Muts, verfehlen würde, den alle nötig haben, und der sich im späteren Leben bei nötig werdenden Wagnissen höchstens durch große, übermäßige Anstrengung und mit Gefahr der Lächerlichkeit erringen läßt.“

Celzani gab durch wiederholtes Kopfnicken seine Zustimmung kund.

„Auch ich bin überzeugt,“ äußerte er, die Worte ein wenig mühsam suchend, „daß die vollständige und ... gleich-

mäßige Entwickelung der Glieder nur mit Hilfe der Gerätschaften zu erlangen ist. Man könnte ja die weglassen, deren Nutzen anfechtbar ist, aber solche, die einen ... erwiesenen ... anthropologischen Wert haben, sind meiner Ueberzeugung nach unentbehrlich."

„Das lass' ich mir gefallen!" rief die Lehrerin abermals überrascht. „Und sind Sie nicht auch der Ansicht, man sollte dem einzelnen Lehrer die Zahl und Auswahl der Geräte anheimgeben?"

„Darüber ist gar kein Zweifel möglich," versetzte der Sekretär ernst. „Wo das nicht geschieht, wird dem Lehrer die geistige Selbständigkeit entzogen und damit jede Anregung zu eigenem Studium, zu eigener Anordnung der Uebungen in —" er zählte an den Fingern — „anatomischer, pädagogischer, individualisierender Hinsicht, und wer sollte dann Erneuerung und Vertiefung herbeiführen?"

Jetzt sah sie ihm voll freudigen Staunens ins Gesicht und fragte dann, einer gewissen Neugierde gehorchend: „Und welche Geräte würden Sie demnach als unentbehrlich bezeichnen?"

„Die Geräte, die ich für unentbehrlich halte," sagte er im Ton eines Jungen, der seinen Katechismus aufsagt, und abermals die Finger zu Hilfe nehmend, „sind: der Kletterbaum, der Zitterbalken, der nicht in übermäßiger Entfernung vom Boden angebracht sein sollte, was gar nicht zur Sache gehört, den Barren, das Reck, die Leiter. ... Höchstens würde ich einige Uebungen beiseite lassen ... die Wippschaukel etwa ..."

„Wie?" unterbrach ihn die Lehrerin lebhaft, „Sie stimmen denen bei, die in der Wippschaukel eine Gefahr erblicken?"

„Nein ... keineswegs ... das war nur eine Verwechslung," versicherte der Sekretär eifrig. „Selbstverständlich wird die Wippschaukel beibehalten! Wie sollte sie denn gefährlich sein? Wenn's zum Schlimmsten kommt, setzt es hie und da eine leichte Verstauchung ab ... darüber wären wir also auch einig."

„Folglich sind wir in allen Punkten einig!" versetzte

Maria befriedigt. „Wer seinen gesunden Menschenverstand beisammen hat, kann auch wohl nicht anders denken.“

Schon waren sie unter der Hausthüre angelangt, als die vorige Neugierde wieder über sie kam und sie ihn mit einem seltsamen Lächeln fragte: „Sie treiben diese Studien schon längere Zeit?“

Der Sekretär wurde rot, nickte mit dem Kopf, sprach sich aber nicht näher darüber aus. Von diesem Tag an kam er fortwährend auf solche Fragen zu sprechen. Der Komtur besaß eine kleine Bibliothek, die aus Schriften über die Gymnastik bestand, insgesamt während seiner Thätigkeit als Beisitzer des Schulrats von den Verfassern überreicht, außerdem waren verschiedene Jahrgänge der „Aretinischen Gymnastik“ vorhanden, die ihm ein Freund in Toskana zugeschickt hatte. Diese ganze Litteratur studierte der Sekretär, um sich auf mancherlei Fragen und Antworten vorzubereiten, wodurch er solche Gespräche fortsetzen konnte. Die Gymnastik diente ihm als Zauberstab, und im stillen pries er unaufhörlich den Scharfsinn des Ingenieurs, denn jetzt kam die Sache so, daß Maria Pedani im Plaudern auf jedem Treppenabsatz stehen blieb, und er also früher ungeahnte Gelegenheit hatte, sie zu bewundern, jede Falte, jeden Knopf, den Ausputz des verhängnisvollen kastanienbraunen Kleids auswendig zu lernen, kleine Eigenheiten der Bewegung, die ihm bisher entgangen waren, zu studieren und ihre schönen weißen Zähne einzeln kennen zu lernen. Mitunter hätte er in seinem verliebten Anstarren beinahe vergessen, daß und was er ihr zu antworten hatte, und die Selbstbeherrschung, die ihm so dringend not that, war mehr als einmal stark gefährdet.

Ganz allmählich fing er an, den Gedanken zu fassen, die Wärme, die sie für den Gegenstand ihrer Gespräche hatte, könnte sich auf seine Person übertragen haben. Es kam ihm vor, als ob er anders gegrüßt, betrachtet, angehört würde als früher, er glaubte ein gewisses Erschauern in dem Blick zu entdecken, womit sie ihn bei Darlegung ihrer Gründe ansah; zwei- oder dreimal war er nahe daran, sich zu verraten, den herrlichen Arm festzuhalten, womit sie zur

Erklärung einer Uebung einen Kreis beschrieb, aber er hielt an sich. Immerhin wuchs ihm der Mut, einen neuen, richtiger vorbereiteten Schritt zu wagen, und zwar plante er dessen Ausführung für den ersten Mai, wo sie wieder in seine Wohnung kommen würde, um die Miete zu bezahlen. Eine unbedingte Zurückweisung wie damals hielt er nicht mehr für möglich, war doch jetzt ein Bindeglied zwischen ihnen vorhanden. Daß sie an ihm einen verständnisvollen Zuhörer für ihre Lieblingsgespräche, eine Art von Wiederspiegelung ihrer größten Leidenschaften, gewissermaßen einen Privatsekretär besäße, mußte seiner Meinung nach doch schwer ins Gewicht fallen für ihre Entscheidung. Um das Zünglein der Wage vollends in Bewegung zu setzen, hatte er sich noch ein kleines Geheimnis vorbehalten, eine Mitteilung, die er aus einem gewissen Schamgefühl ängstlich vor dem ganzen Haus behütete.

Leider war sein Geheimnis schon nicht mehr aller Augen verborgen. Am Tag vor dem festgesetzten Zeitpunkt seiner dritten Liebeserklärung brachte der junge Ginoni den Seinigen zum Abendbrot eine Neuigkeit mit, die alle in stürmische Heiterkeit versetzte.

„Papa,“ begann er, die Arme über der Brust kreuzend, „mache dich auf Unglaubliches gefaßt ... Ehrwürden Celzani besucht die Palästra!“

Als das Gelächter sich etwas gelegt hatte, wurden Zweifel an der Richtigkeit dieser Behauptung laut, aber der Student hatte ihn mit eigenen Augen zur richtigen Uebungsstunde in die Palästra am Corso Umberto hineingehen sehen, die Thatsache war also unbestreitbar.

* * *

Celzanis Hoffnungen auf den 1. Mai wurden durch ein ganz unvorhergesehenes Ereignis zu Wasser. Der Komtur, der sonst, um den Besuchen seiner Mieter zu entrinnen, regelmäßig den Ersten des Monats auswärts zubrachte, blieb dieses Mal zu Hause und ließ sich in seinen Lehnstuhl nieder, als ob er sie mit Spannung erwarte. Sein Neffe, der alles zum Angriff vorbereitet hatte, geriet darüber in eine

solche Wut, daß er heimlich mit den Zähnen knirschte. Bis elf Uhr hoffte er immer noch, der Onkel werde sich verziehen, dann trug er auch diese Hoffnung zu Grabe und irrte wie eine verdammte Seele in den Zimmern umher. Endlich stieg ein tröstlicher Gedanke in ihm auf — wie, wenn der Onkel nur zu Hause bliebe, um Maria Pedani ein wenig in der Nähe zu sehen und mit ihr zu sprechen? Bisher kannte er sie ja nur von flüchtigen Begegnungen auf der Treppe, und diese Neugierde war sicher ein gutes Zeichen. Seit dem Besuch beim Schuldirektor hatte der Onkel nie mehr über die Sache gesprochen, aber vielleicht war er sich doch im stillen klar darüber, daß der Sekretär hartnäckig an seinen Gefühlen festhielt.

Wer weiß . . . am Ende hatte der alte Herr wirklich diesen Plan! Damit verwandelte sich der Aerger des Neffen in brennende Ungeduld. Um halb ein Uhr war sie das letzte Mal gekommen, und um zwölf Uhr saß der alte Herr noch vor seinem Schreibtisch, den würdevollen weißhaarigen Kopf in die Kissen seines Lehnstuhls geschmiegt, die himmelblauen Augen zur Zimmerdecke aufgeschlagen. Schlag halb Eins meldete das Dienstmädchen Fräulein Pedani an, worauf der Komtur — war es Schlauheit oder Unbefangenheit? — Miene machte, dem Neffen seinen Platz abzutreten und zu verschwinden, sich aber im letzten Augenblick eines andern besann.

Die Lehrerin trat ein und schien von der Anwesenheit des Hausherrn angenehm überrascht zu sein, vielleicht weil dadurch eine gefürchtete Erklärung unmöglich gemacht wurde.

Der Komtur entfaltete all seinen Mietern gegenüber eine außerordentliche Artigkeit, Damen gegenüber eine etwas altfränkische, würdevolle Ritterlichkeit. So erhob er sich denn auch jetzt und verbeugte sich mit gesenktem Blick tief vor dem jungen Mädchen und setzte sich nicht eher wieder, als bis sie Platz genommen hatte. Der Sekretär nahm indessen das Geld in Empfang, schrieb mit unsicherer Hand die Quittung und ließ verstohlene Blicke vom einen zum andern gleiten. Er war tief ergriffen und sah in diesem Besuch

Maria Pedanis ersten Eintritt in seine Familie, gerade als ob ihr Ehebund heute geschlossen würde.

„Nun, mein verehrtes Fräulein," hob der Komtur an, nachdem sein Neffe der Lehrerin die Quittung übergeben hatte, „wie steht es um die Gymnastik?"

Sein feierlicher Ernst war durch ein verbindliches Lächeln gemildert, und er hatte offenbar im Sinn, ein dauerhaftes Gespräch anzuknüpfen.

Die Lehrerin erwiderte, es sei immer noch das alte Lied — Vorurteile der Eltern und selbst der vorgesetzten Behörden müßten bekämpft werden, und die Lehrer hätten eigentlich fortwährend einen heimlichen Krieg zu führen.

„Das wird namentlich in den Mädchenschulen der Fall sein," versetzte der alte Herr ernst.

„In den Mädchenschulen hauptsächlich," wiederholte das Fräulein lebhaft, „wird eine Unzahl in keiner Weise berechtigter Rücksichten gefordert. Ich sehe ja vollkommen ein, daß der Traum vorgeschrittener Baumannisten, Mädchen und Knaben ganz dasselbe Turnen zuzumuten, bei den heute noch waltenden Anschauungen nicht verwirklicht werden kann, aber das Mädchenturnen derart zu beschränken, wie die Gegner es wollen, das heißt auch zu weit gehen."

Durch ein Senken der Augenlider drückte der Komtur seine Zustimmung aus. Das Uebel, erläuterte er, liege seiner Ansicht nach darin, daß man beim Turnunterricht immer öffentliche Schaustellungen, Schulvisitationen und derlei Anlässe im Auge habe, wodurch dann natürlich eine viel zu weit gehende Rücksicht auf den Anstand geboten sei.

„Nicht wahr?" rief die Lehrerin erfreut. „Das sag' ich ja immer!" Uneingedenk dessen, was ihr der Ingenieur über die tieferen Ursachen der Vorliebe des gewesenen Schulrats für das Mädchenturnen angedeutet hatte, erwärmte sie sich mehr und mehr und fuhr mit größter Unbefangenheit fort: „Da heißt es immer, Mädchen sollten nicht dieselben Uebungen ausführen wie Knaben; ich aber frage nur, ob diese Uebungen der körperlichen Entwickelung heilsam sind oder nicht. Sind sie das, wie kann man dann ohne jeden stichhaltigen Grund für die Mädchen darauf ver-

zichten? Sie sollen ja nur unter den Augen ihrer Lehrerinnen oder ihrer Mütter turnen ... sobald man diese Schaustellungen aufgibt, die höchstens hinderlich sind, ist jeder Uebelstand beseitigt!"

Der Komtur stimmte ihr wieder bei. Seiner Meinung nach hätte man diese Vorführungen offenbar unterlassen sollen, er hielt es aber nicht für nötig, diese Meinung kundzugeben, sondern begnügte sich, hervorzuheben, für wie nötig er einen energischen Turnunterricht halte, wie er etwa in Deutschland eingeführt sei. Das heranwachsende Geschlecht lasse viel zu wünschen übrig, so komme es ihm wenigstens vor.

Damit war eine Saite angeschlagen, die bei Maria Pedani sofort hellen Klang gab.

„Ob es zu wünschen übrig läßt!" rief sie aus. „Ach, Herr Komtur, Sie sind ja gar nicht in der Lage, sich eine genaue Vorstellung davon zu machen! Wir aber, die wir unsre Schülerinnen in der Nähe sehen, die wir verpflichtet sind, sie zu untersuchen, wir können die Notwendigkeit, von der Sie sprechen, mit Händen greifen."

Der ehrwürdige Greis lieh ihr mit halb zugedrückten Augen und gespanntester Aufmerksamkeit sein Ohr.

„Wenn Sie diese Armseligkeit sähen!" fuhr sie fort. „Ich denke dabei noch gar nicht an wirkliche körperliche Gebrechen, aber eine große Anzahl dieser Mädchen ist leidlich gebaut, ohne organische Mißbildung, ohne ausgesprochene Fehler, und doch sind es Geschöpfe zum Erbarmen, aufgeschossen, wobei aber nur das Skelett sich verlängert hat, ohne daß die Muskulatur sich im entsprechenden Verhältnis entwickelt hätte. Von der kleinsten Anstrengung sind sie erschöpft, in Schweiß gebadet, manche fallen in Ohnmacht; sie sind wie Kinder, die eine schwere Krankheit hinter sich haben. Da thut es einem in der Seele weh, wenn dem Turnunterricht für solche Mädchen, die vom Morgen bis zum Abend nichts andres thun sollen als turnen, zimperliche Beschränkungen auferlegt werden!"

„Was für Beschränkungen sind es denn ... so im allgemeinen?" fragte der Komtur, seine Fingernägel besichtigend.

„Ach, der mannigfaltigsten Art! Die Rumpfbeugungen und das Beugen der Beine müssen aufs äußerste beschränkt werden, am Reck keine Felg- und Knieaufschwünge, am Barren kein Grätschsitzwechsel, nicht einmal ein Kniehang, kein Seilschwung, kein Stangenklettern . . . ja, was soll man denn machen, frage ich?“

Die himmelblauen Augen des Komturs hafteten wieder an der Zimmerdecke, und er lauschte den Worten der Lehrerin, als ob er in eine göttliche Offenbarung versenkt wäre. Hie und da deutete ein Kopfnicken Beifall und Verständnis an.

„Was uns immer leidenschaftlicher auf unsern Forderungen bestehen läßt,“ setzte die Lehrerin hinzu, „ist die Thatsache, daß wir selbst mit dem wenigen, was uns auszuüben vergönnt ist, sichtliche Fortschritte erreichen. Sie machen sich keinen Begriff von der Veränderung, die ein Monat Turnunterricht bei Mädchen von zwölf Jahren und darüber hervorbringt, am meisten bei solchen, die infolge von Kinderkrankheiten oder Vererbung mager und blutarm sind. Nach vier Wochen schon verbreitet sich die Röte auf den Wangen, die anfangs nur einen winzigen Kreis bildete, die Arme runden sich, die Wirbelsäule gewinnt Kraft, die Muskeln spannen sich an . . . von hinten gesehen sind die schmächtigen Geschöpfe oft kaum wiederzuerkennen, sie machen den Eindruck erwachsener Mädchen, sie haben die Geschmeidigkeit und Sicherheit der Bewegungen erlangt, worauf die ästhetische Schönheit beruht. Namentlich in den untern Gliedmaßen ist diese Entwickelung manchmal wahrhaft verblüffend . . . das ist wenigstens eine tröstliche Gewißheit.“

Auch für den Komtur schien diese Mitteilung außerordentlich tröstlich zu sein, und er stellte jetzt eine Frage, die von eindringlicher Ueberlegung zu zeugen schien.

„Außerdem,“ bemerkte er, „müssen Sie doch auch die Genugthuung erleben, Schülerinnen von besonderer körperlicher Veranlagung für die Gymnastik zu erhalten? Unter der großen Anzahl müssen sich doch immer einige finden, die Talent und Eifer mitbringen?“

Die himmelblauen Augen blickten wieder verklärt nach oben wie im Vorgeschmack der erwarteten Antwort.

„Ganz gewiß!" versicherte die Lehrerin freudig. „Das ist in der That der Fall, und ich hab's durch Uebung dahin gebracht, diese Veranlagung auf den ersten Blick zu erkennen, was gar nicht so leicht ist, denn es sind durchaus nicht immer die scheinbar Gewandten und Geschmeidigen. Die gute Haltung beruht häufig nur auf mehr oder minder harmonischem Körperbau, und man findet im Gegenteil, daß dicke Kinder, die man für schwerfällig und ungelenk halten würde, eine ganz erstaunliche Gelenkigkeit und Geschmeidigkeit entwickeln können. Ich wollte nur, Sie könnten einmal in der Freistunde einen Blick ins Militärwaisenhaus werfen!"

Der Komtur drückte die Augen zu.

„Die hohen Schulbehörden können nämlich noch so schöne Vorschriften über Beschränkung und Maßhalten im Turnen erlassen, außerhalb der Stunde treiben die Unternehmenden doch, was sie mögen! In San Domenico ist ein Dutzend Mädchen, so zwischen zwölf und achtzehn Jahren, die könnten in jedem Zirkus auftreten, wahre Akrobatinnen, die schwindelerregende Kunststücke ausführen. Freisprünge bis zu anderthalb Meter, Voltigieren ... da ist es allerdings gut, daß keine Zuschauer da sind!" setzte sie lächelnd hinzu. „Aber, ich sage Ihnen, federnde Muskeln, Arme, daß es wirklich zum Entzücken ist! Und sich sagen müssen, daß man die andern auch so weit bringen könnte, und nicht darf ... das ist ein Jammer!"

Ja, diesen Jammer teilte der Komtur mehr als irgend jemand, aber nach einiger Versunkenheit in seinen Schmerz raffte er sich auf und sprach: „Mein verehrtes Fräulein, hoffen wir, daß es nach und nach besser wird. Das wirklich Gute bricht sich am Ende doch immer Bahn, und mit der Zeit wird sich der Widerstand auf allen Flanken abschwächen. Fahren Sie nur fort, Ihr Apostelamt zu üben! Sie thun ein gutes Werk an unsern Kindern, und wir alle haben Grund, Ihnen dankbar zu sein."

Ebenfalls dankbar gestimmt, erhob sich die Lehrerin; der Komtur stand gleichfalls auf und gab ihr, dem Neffen zuvor-

kommend, das Geleite bis zur Vorthüre, wo er mit einer tiefen Verbeugung von ihr Abschied nahm.

Der Sekretär, der die ganze Zeit über, abseits stehend, regungslos dem Gespräch gefolgt war und beider Gesichter mit Späherblicken beobachtet hatte, frohlockte innerlich über den günstigen Eindruck, den Maria ja sicher auf seinen Onkel gemacht haben mußte.

Als dieser jetzt ins Zimmer zurückgekehrt war, blieb er denn auch in der Mitte stehen und sagte, mit der Hand über den majestätischen Bart streichend, im Ton väterlichen Wohlwollens: „Ein sympathisches Mädchen!“

Dann schwieg er, in Gedanken versunken.

„Sie würden also,“ fragte der Neffe bebend, „nichts mehr gegen diese Verbindung einzuwenden haben?“

Der Onkel schien den Sinn dieser Frage im ersten Augenblick nicht zu begreifen. Dann warf er gleichgültig hin: „Was mich betrifft ... nicht das Geringste, aber —“ ein prüfender Blick maß den Neffen vom Scheitel bis zur Sohle — „will sie dich denn?“

Der Sekretär verfiel in seine Priesterhaltung, legte die Hände ineinander, senkte die glückstrahlenden Augen und erwiderte demütig und doch von einem Wonneschauer durchbebt: „Ich hoffe es!“

„Wir werden ja sehen,“ versetzte der Onkel, ihn noch einmal musternd, setzte sich wieder in seinen Stuhl, lehnte den Kopf zurück und hing mit halbgeschlossenen Augen seinen Gedanken nach.

* *
*

Celzani war glückselig. Alle Hindernisse waren ihm aus dem Weg geräumt, und dieser Besuch konnte auch Maria Pedani nur günstig gestimmt haben. Er plante nun eine vorläufige, mit der nötigen Vorsicht gestellte Anfrage, und im Fall, daß er williges Gehör fände, den letzten entscheidenden Schritt. Für diese Probewerbung war der Schauplatz nicht so wichtig; er suchte also die Gelegenheit dazu auf der Treppe, hatte aber anfangs kein Glück. Fräulein Zibelli hatte sich kürzlich, etwa zum hundertstenmal, mit der

Freundin versöhnt, wozu wie immer ein Herzenserlebnis Veranlassung gegeben hatte. Nachdem Maria Pedani verschiedene Annäherungsversuche des jungen Ginoni kühl zurückgewiesen hatte, war der Student teils aus Rachedurst, teils aus knabenhaftem Unverstand, der seine Liebe in den Staub treten wollte, darauf verfallen, dem Fräulein Zibelli ein wenig den Hof zu machen; nicht gerade in heftiger Weise, sondern so beiläufig zum Zeitvertreib. Er überreichte ihr hie und da Blumen, knüpfte, wenn er sie allein traf, innige Gespräche an und spendete ihr zuweilen einen vielsagenden Händedruck. Auch Fräulein Zibelli legte seinen Huldigungen, deren eigentlichen Ursprung sie nicht ahnte, keinen großen Wert bei, und doch thaten sie ihr wohl, schmeichelten ihrer Eitelkeit, boten ihr Zerstreuung und Nahrung für ihre allezeit hungerige Phantasie. Daher kam ihre menschenfreundliche Stimmung, die sie wie einst antrieb, die Freundin zu begleiten, natürlich nur zu Stunden, wo die Wahrscheinlichkeit, dem Jüngling zu begegnen, gering war. Dem armen Sekretär entgingen dadurch verschiedene „Möglichkeiten“.

Wieder einmal hoffte er die Schöne allein zu treffen, da trat der Professor Padalocchi aus seiner Thüre, um ihr über sein altes Leiden, die Kurzatmigkeit, vorzuklagen und ihr auseinanderzusetzen, daß ihn die Armdrehungen zu sehr anstrengten. Nach kurzer Ueberlegung empfahl ihm die Lehrerin, laut zu lesen. Die dadurch entstehende Beschleunigung des Atmens werde auf 1,26 berechnet, er solle dabei einen weiten Hemdkragen tragen und werde gewiß Besserung fühlen. Der Sekretär hoffte schon, damit werde die Beratung zu Ende sein, aber der Unglücksmensch brachte einige Zweifel über die Beugungen in der Schreberschen Methode aufs Tapet, und so mußte er für heute jede Hoffnung fahren lassen.

Ein anderes Mal hatte er sie allein ins Haus treten sehen und am Fuß der Treppe schon beinah erreicht, als hinter ihr der Ingenieur Ginoni gleichfalls ins Haus trat. Seit Celzani wieder in Liebesleid versunken war, hatte Ginoni die Rolle des halb mitleidigen, halb spöttischen

Gönners gleichfalls wieder übernommen, aber dieses Mal that er ihm keinen Gefallen mit seinem Beistand.

„Fräulein Pedani,“ sagte er feierlich, dem Sekretär eine Hand auf die Schulter legend, „ich stelle Ihnen hier einen der eifrigsten und kühnsten Gymnastiker der Palästra vor.“

Celzani wurde rot, zog die Sache in Abrede und ärgerte sich gründlich. Er hätte selbst in ein Mausloch schlüpfen und seinen Beschützer in die schöne Gegend versetzen mögen, wo der Pfeffer wächst, allein die Lehrerin ließ einen Ausruf freudigster Verwunderung hören und heftete einen forschenden Blick auf seine Gestalt, als ob sie die Errungenschaften der Gymnastik festzustellen wünschte. Leider war seine Haltung in diesem Augenblick gerade pfäffischer als je, nur in den Augen glaubte sie mehr Lebhaftigkeit wahrzunehmen als früher, immerhin war ihr nicht recht klar, ob die Geschichte nur ein schlechter Witz sei oder nicht.

„Zweimal wagt er's, wie Sie sehen, nicht zu leugnen,“ sagte der Ingenieur, „und daß Sie unsern Ehrwürden Celzani zum Turner gemacht haben, berechtigt mich, Sie als wunderthätige Heilige der Gymnastik anzusehen!“

Dieses „Ehrwürden“ gab dem Sekretär abermals einen Stich durchs Herz, allein er nahm im Blick des jungen Mädchens ein solch ehrliches Wohlgefallen ohne den kleinsten Beisatz von Spott wahr, daß er sich darüber beruhigte. Ja, seine Zeit war gekommen, er durfte die Entscheidung auch nicht um einen Tag mehr hinausschieben, und am selben Abend noch begab er sich vor Dunkelwerden unter dem Vorwand, selbst nach einem Schaden an der Wasserleitung sehen zu wollen, in ihre Wohnung. Fräulein Zibelli war, wie er wußte, ausgegangen.

Er hoffte, Maria würde ihn in ihrem eigenen Zimmer empfangen, statt dessen empfing sie ihn im gemeinsamen Wohnzimmer. Sie trug eine Turnbluse von hellblau gestreiftem Leinenstoff, worunter sich ihre schönen Schultern herrlich abzeichneten, und einen weißen Rock, der am Knie einen Tintenfleck hatte. Zum erstenmal fand er sie ein wenig befangen und verlegen, was ihn ganz verblüffte. Die

Verlegenheit galt aber nicht seinem Besuch, dessen Zweck sie vollständig voraussah, sondern der Gewißheit, daß ihre Aufwärterin bereits an der Thüre stehen und, das Ohr ans Schlüsselloch drückend, jede Silbe des Gesprächs belauschen werde. Sie wollte es daher so rasch als möglich zu Ende bringen, blieb stehen und befleißigte sich eines herben Tons, der allerdings für den, der sie sah, durch einen wohlwollenden Gesichtsausdruck gemildert wurde.

„Fräulein Pedani," setzte der Sekretär leise und unsicher hinzu, nachdem er laut über die schadhafte Röhre gesprochen hatte, „ich komme Sie noch ein letztes Mal zu fragen ... ob ... ob Ihre Ansichten sich nicht geändert haben ..."

Sie sah ihm freundlich in die Augen, warf einen raschen Blick nach der Thüre und wiederholte dann mit einem Anflug von Herbheit seine eigenen Worte: „Meine Ansichten, Herr Sekretär, haben sich nicht geändert."

„Sie sind ... unerschütterlich?" stammelte er mit entfärbten Lippen.

Wieder heftete sich ihr Blick auf die Thüre, und mitleidig senkte sie das Haupt, als sie ihm einfach zur Antwort gab: „Ja."

Celzani fuhr sich mit der Hand über die Stirne und hielt sich dann die Augen zu. Ihre Antwort lähmte ihn gänzlich; er konnte keine Worte finden. Das Schweigen dauerte an ... so konnten sie sich nicht länger gegenüberstehen. Die Lehrerin, die ihm auch nichts zu sagen wußte, verriet durch eine hastige Bewegung ihre Ungeduld, und er verstand sie.

„Dann ... dann will ich gehen ..."

Sie sagte nichts, und er ging auf die Thüre zu. Seine Hand lag schon auf der Klinke, als er ihr das furchtbar verstörte Antlitz wieder zuwendete und in einem verzweiflungsvollen Ton, der jeden Unbeteiligten zum Lachen gebracht hätte, die Bemerkung machte: „Also mit der Leitungsröhre ist nichts zu machen."

Der wunderliche Zwiespalt zwischen Wort und Ton ging dem jungen Mädchen mehr zu Herzen als die rührend-

sten Vorstellungen. Gern hätte sie ihm etwas Tröstliches gesagt, aber ihr Gewissen verbot ihr, vergebliche Hoffnungen zu erwecken, und so erwiderte sie nur mit einem liebevollen, mitleidigen Lächeln, das der Aermste nicht einmal sah: „Nein, Herr Celzani . . . es ist nichts zu machen."

„Ich empfehle mich!" klang es fast schluchzend zurück.

* * *

Nun war er wirklich in Verzweiflung, denn er liebte das Mädchen von ganzer Seele, mit einer eigentümlichen Mischung glühender und kindlicher Zärtlichkeit. Unaufhörlich steigerte sich sein Gefühl durch die Erinnerung an jene berauschende Umschlingung, an ihre vertraulichen Unterredungen, an seine Hoffnungen, Befürchtungen und Enttäuschungen, die ihm den Inhalt seines halben Lebens zu bilden schienen. Es fiel ihm nicht im Traum mehr ein, sich gegen seine Leidenschaft auflehnen, sie abschütteln zu wollen, wie er's früher versucht hatte, denn er fühlte zu deutlich, daß es verlorne Mühe sein würde. Nein, mochte es auch mit noch so bitteren Qualen gebüßt werden, er mußte sie sehen, mit ihr sprechen, ihr nachschleichen wie ein treuer Hund, ihr auf Schritt und Tritt in den Weg treten, ihre tiefe Stimme hören, den Jugendreiz empfinden, wenigstens sich ihres Mitleids erfreuen, sein Blut und sein Gemüt und seine Einbildungskraft durch ihre Nähe foltern. Die Qual wurde immer grausamer, und er suchte sie, statt ihr zu entfliehen. Immer wieder stieg er auf den Dachboden, kroch zwischen dem Gerümpel durch, lag im Staub und den Spinnweben an der Dachluke auf seinen Knieen, um sie bei ihren Privatstunden zu beobachten. Sie trug jetzt bei der großen Hitze im Haus ein ausgeschnittenes Kleid, und der Anblick ihrer wundervollen Arme folterte ihn förmlich. Manchmal konnte er sie nicht einmal sehen, harrte aber doch eine ganze Stunde lang aus, um nur ihre Stimme befehlen zu hören: „Halbe Beugung! Nach vorne! Nach rückwärts! Hände vor, Hände zurück, die Arme gleichzeitig hoch!" und all diese Kommandorufe klangen als Liebesworte in seiner Seele wieder. In dem Grad von Erregung, von dem er jetzt beherrscht war,

vergaß er jede Rücksicht auf die Klatschsucht des lieben Nächsten. Den ganzen Tag ging er treppauf, treppab, um sie zu treffen, folgte ihr auf der Straße, wartete im Hof auf sie, ergriff auch den flüchtigsten Vorwand, um sie anzureden, bot ihr, mochte zugegen sein wer wollte, die seltsamsten Dienste an, und zwar nicht mehr mit der Miene eines Verehrers, sondern mit der eines Sklaven, der ihr ermüdend oft Glutblicke zuwarf, die doch voll Demut waren, die nicht mehr Liebe, nur noch Mitleid zu fordern wagten. Dabei wiederholte er jedes Wort, das sie sprach, wie ein Echo; das alltäglichste und inhaltloseste Gespräch hinterließ bei ihm ein Gefühl maßloser Bewunderung, das ihre Persönlichkeit, ihren Geist und ihren wachsenden Ruhm umschloß. In ihrer Gegenwart beherrschte er sich noch einigermaßen, war sie aber an ihm vorübergegangen, so starrte er ihr nach und legte die Hand auf den Mund, um einen lauten Aufschrei der Leidenschaft und des Verlangens zu ersticken, der sich nur in einem dumpfen kläglichen Seufzer Luft machen durfte. Die freundschaftliche Vertraulichkeit, die sie ihm entgegenbrachte seit sie ihn über ihre Abweisung getröstet glaubte, schürte diese Glut fortwährend. Der Tag hatte ihm nicht mehr Stunden genug für die schwindelerregende Reihenfolge seiner Seelenzustände, für die Wanderungen auf den Dachboden, die mit halbstündigem Warten erkauften Sekunden einer Begrüßung, für die unvermittelten Anfälle von Todesangst und Rührung, worunter er schmerzlich und doch mit einer gewissen Wollust litt. Seine Gedanken waren nicht mehr bei der Arbeit, das Gedächtnis versagte ihm den Dienst für alles, was Geschäfte hieß, seine Zeitordnung geriet in Verwirrung und sogar seine Gesundheit litt Schaden. Auf seinen Zügen prägte sich nach und nach ein veränderter Ausdruck aus, ein wunderlicher, phantastischer, verschüchterter Zug, der, mit dem Blick voll unendlicher unbewußter Güte gepaart, ihm das Aussehen eines Menschen verlieh, der in Verzückung einer Vision nachstarrt.

* *
*

Der Ingenieur Ginoni, der diese Steigerung des Zustands mit Neugier und Verständnis verfolgte, pflanzte sich eines Morgens, als er Maria Pedani im Hof traf, fünf Schritte vor ihr auf und drohte ihr lachend mit dem Stock. Dann trat er auf sie zu und übersetzte seine Gebärde in Worte.

„Ach! Fräulein Kieselherz . . . sollte Ihnen etwa verborgen sein, daß der wackere Ehrwürden Celzani um Ihretwillen zu Grunde geht?"

Die Lehrerin verstand ihn nicht.

„Buchstäbliche Wahrheit," fuhr der Ingenieur fort, „der Mensch steuert aufs Irrenhaus zu."

Nun erzählte er ihr, was ihm der Komtur anvertraut hatte. Seit einiger Zeit klappte es mit dem Sekretariat gar nicht mehr, die Verwaltung taugte nichts, die Mieter seines andern Hauses in Vanchiglia hatten dem Komtur Grobheiten gemacht, weil sie auf Anfragen und Bitten überhaupt keinen Bescheid mehr erhielten, und der sonst so pünktliche Sekretär hatte sich zweimal mahnen lassen, die Steuer zu bezahlen.

„Da sieht man's, wozu die Gymnastik führt," schaltete der Ingenieur launig ein. „Das sind die verhängnisvollen Wirkungen der Muskelentwickelung, die auf Kosten des Gehirns geht!"

Erst vor drei Tagen habe sich der unselige Celzani schmählich übers Ohr hauen lassen bei einem Holzverkauf aus den Besitzungen des Onkels und einen Rechnungsfehler gemacht, der den Komtur auf hundertundzwölf Franken und fünfundsiebzig Centimes zu stehen komme. Darüber sei dem sanften alten Herrn die Galle übergelaufen und er habe seinem Neffen unsanft den Kopf gewaschen. Wenn Ehrwürden Celzani sich noch einmal einen solchen Verstoß zu schulden kommen ließe, wäre er fest entschlossen, ihn seines Amts zu entheben; mochte er dann seinem Liebesgram anderswo nachhängen!

„Und Sie, unverwundbare Herzenbrecherin, haben die Ruchlosigkeit, einen wackeren Mann ins Verderben zu stürzen!" schloß er.

Maria Pedani lachte nicht; die Sache ging ihr wirklich zu Herzen. Die Augen zu Boden gesenkt, sagte sie nachdenklich: „Das thut mir wirklich sehr leid, obwohl ich mich nicht schuldig fühle."

„Das ist's ja gerade!" rief der Ingenieur lachend. „Wenn Sie sich schuldig fühlten, hätten Sie wenigstens das Bedürfnis, Ihr Unrecht gut zu machen, und dann ... dann könnte dem Uebel leicht abgeholfen werden! Der arme Sekretär würde nicht mehr den Kopf, und der Komtur würde seinen Sekretär nicht verlieren! Im Grunde ein herzensguter Kerl, treu wie Gold, aus einem Teig, woraus Gott nur seine allerbesten Pfäfflein knetet. Das einzige Mißgeschick ist sein Streben nach ... nach vollendet schönen Linien, und die Vollendung, das weiß man ja, erringen nur Bevorzugte ..." Er lachte hellauf. „Ach Gott! Es grenzt ans Wunder! Wenn ich mir denke, daß Sie Seine Ehrwürden unter die Akrobaten geschickt haben!"

Das junge Mädchen schwieg nachdenklich.

„Nun, es hat ja nichts auf sich," setzte der Ingenieur hinzu, „vorausgesetzt, daß er den Bauchabschwung nicht schließlich übers Geländer der Pobrücke ausführt!"

„Ach, Herr Ginoni," mahnte die Lehrerin lächelnd, aber nicht frei von Besorgnis. „Herr Celzani ist nicht der Mann, derlei Geschichten zu machen!"

„Ja, mein liebes Fräulein, der Mensch an und für sich mag so sanftmütig und verständig sein, wie das Wasser in einem Glas ... ob's überschäumen wird oder nicht, hängt von der Menge Brausepulver ab, das die Leidenschaft hineinwirft!"

Mit diesen Worten zog er seinen Hut, und Maria Pedani ging etwas beschwerten Herzens die Treppe hinauf.

* * *

Ihre Gedanken konnten aber nicht ausschließlich bei diesem Gegenstand verweilen, denn ihre eigene große Leidenschaft wurde in diesen Tagen mächtig geschürt durch die Nachrichten, die stündlich von dem großen Turnerfest in Frankfurt einliefen. Jede Zeitung trug ihr neue Einzel-

heiten zu, entflammte ihre Begeisterung höher und höher. Sie sah im Geist den Einzug der vom Bürgermeister und einer großen Volksmenge bewillkommneten Vertreter der einzelnen Städte, den ungeheuren Triumphzug von vierzehntausend Turnern aus aller Herren Ländern. Jünglinge, Grauköpfe, Männer auf der Höhe des Lebens zogen sie dahin, zahllose Banner schwingend, geleitet von zweitausend Sängern unter Triumphbögen hindurch, zwischen den Laubgewinden der festlich geschmückten Häuser, von deren Fenstern Blumensträuße auf sie niederregneten! Und sie sah den ungeheuren Turnplatz vor sich mit der Kolossalstatue einer Germania, sah die unzähligen Gerätschaften und die Zuschauermenge von zwanzigtausend Köpfen, die den dort vollbrachten Wundern der Kraft, Geschicklichkeit und Mut zujauchzte. Sie machte sich ein Bild von der Kraftgestalt Wellers, des Siegers, der den ersten Preis errungen und sich unterm Hurraruf eines ganzen Volks den Eichenkranz aufs Haupt gesetzt hatte. Sie malte sich aus, wie diese Heerschar von Kraftmenschen sich in den Gassen der alten Stadt, wo das Bild des Turnvaters Jahn prangte, verteilen und zerstreuen würde, sich brüderlich unter die Bürgerschaft mischen, wie sich um die berühmtesten Gymnastiker Männer der Wissenschaft, Schriftsteller, Reformatoren jeder Art bemühen würden, wie in zwanzig verschiedenen Sprachen erörtert würde, was ihr selbst die Seele erfüllte, wie berauschend der Gedanke einer Neugeburt des menschlichen Geschlechts in die Gemüter eindringen, wie ein Hauch von Jugend und Größe die Luft erfüllen mußte, gerade wie einst bei den Festspielen der Griechen. Ach, wie schön und groß das war!

Das Bewußtsein, auch ihrerseits etwas dazu beitragen zu können, für ihr eigenes Vaterland ähnliche Feste vorbereiten zu helfen, indem sie den Glauben an die Wunderkraft körperlicher Ausbildung verkündete und stärkte, indem sie andre dazu anleitete, darin auch den Lebensnerv eines neuen Zeitalters zu erblicken, schwellte ihre Brust, erhöhte all ihre Fähigkeiten, verlieh ihr doppelte Arbeitskraft. Gerade in diesen Tagen hatte sie sich auf einen Vortrag vorzu-

bereiten, den sie aus Anlaß des demnächst in Turin tagenden Kongresses der Elementarlehrer halten sollte. Eine Reihe von Artikeln, worin sie zur Gründung freiwilliger Feuerwehren in jeder größeren Stadt aufgefordert hatte und die im „Marsfeld“ erschienen waren, hatten großen Erfolg gehabt, und nun sollte sie bei Gelegenheit der Lehrerversammlung diesen Gegenstand in einem Vortrag in der Archimedesschule behandeln. Von vielen Seiten kamen ihr Glückwünsche, Aufmunterungen, Vorschläge und Anfragen der Turnfreunde zu, und allen gab sie bereitwillig Antwort. Den stärksten Antrieb zu dieser Thätigkeit bildete sicherlich die glühende und unerschütterliche Ueberzeugung, Gutes zu wirken, aber mit dem Wachstum ihres Ruhms und des öffentlichen Beifalls stellte sich nach und nach ein früher nicht gekanntes, recht wohlthuendes Gefühl ein, ein Anflug von Ehrgeiz, den sie sich selbst nicht eingestehen mochte, und zugleich die Erregung, worein das erwachende Bewußtsein der Berühmtheit den Menschen versetzt. Dabei regte sich dann eine gewisse Wehmut, niemand zu haben, dem sie den Ueberfluß ihrer Kräfte mitteilen, all die Unruhe, die sie umtrieb, anvertrauen könnte, und dieses Entbehren besiegte die angeborene Herbheit ihrer Natur, machte sie mehr zum Weib, als sie es je gewesen war. Für sie, die nie daran gedacht hatte, aus dem bescheidenen Dunkel hervorzutreten, bedeutete der Lärm, der in einem einzigen Erdenwinkel um ihren Namen entstand, den Ruhm, und Ruhm ist Einsamkeit.

Wenn sie in den kurzen Arbeitspausen, die sie sich gönnte, an den Tagen, wo die Freundin nicht mit ihr sprach, dieser Einsamkeit inne ward, dann geschah es wohl, daß ihre Gedanken bei dem Sekretär verweilten, nicht wie bei einem Liebhaber, sondern wie bei einem Freund, und sie konnte dann einen Augenblick stillsitzen, den Federkiel an die Unterlippe pressen und mit wohlwohlendem Lächeln sein Bild im Geist betrachten. Er hatte sie lieb, darüber war kein Zweifel möglich, und sie fühlte wohl, daß seine Leidenschaft zu denen gehörte, die ein Leben lang fortglühen können. Nur daß . . .

* * *

Sie hielt ihren Vortrag über die Einrichtung der freiwilligen Feuerwehr. Der Abend war nicht glücklich gewählt und die Zuhörerzahl gering. Ein Häuflein Studenten und etliche dreißig Frauen befanden sich darunter, und sie erntete wenigstens in kleinem Kreis durch die eigenartige Lebendigkeit ihres Vortrags wie durch dessen Gegenstand stürmischen Beifall. Unter den ersten, die sich herzudrängten, um ihr die Hand zu drücken, war der junge Ginoni. Er that es mit einer Unbefangenheit, als ob nie etwas zwischen ihnen vorgefallen wäre, aber auch mit einem leuchtenden Blick, der sie darüber aufklärte, daß seine thörichte Schwärmerei wieder erwacht sei. Zum erstenmal hatte er sie heute bewundert und von Beifall umrauscht in der Oeffentlichkeit gesehen, und sein Feuer ward durch die Eitelkeit zu lichterloher Glut entfacht. Die Vorstellung, welch erlesene Wonne ihm zu teil würde, wenn er dieses Geschöpf besiegen und nach solchen Triumphen in seinen Armen halten könnte, reizte ihn mit unwiderstehlicher Gewalt, und da er im Grunde ihr Wesen gar nicht begriff, entschloß er sich mit dem Uebermut des Knaben, der an die Unüberwindlichkeit eines Bajonettangriffes glaubt, zu einem vermessenen Wagestück.

Am Tag darauf stand er zur Stunde, wo sie allein auszugehen pflegte, auf der Treppe. Es regnete, und die Treppe war schmutzig, was ihm günstig erschien. Zur Anknüpfung des Gesprächs hatte er sich mit einer Photographie von Weller, dem Sieger in Frankfurt, dessen Bildnisse seit einigen Tagen alle Schaufenster Europas überschwemmten, bewaffnet.

Sobald er Maria herunterkommen hörte, ging er vom ersten Stock aufwärts, um ihr zu begegnen. Die Lehrerin war heute wirklich schön; der Triumph des vergangenen Abends leuchtete noch aus ihrem Blick, und ein breitkrempiger schwarzer Hut kleidete sie prächtig.

Den Hut ziehend, hielt ihr der junge Mensch mit größter Zutraulichkeit sein Geschenk hin.

„Darf ich mir erlauben, Ihnen ein Bild zu überreichen, das Sie vielleicht noch nicht kennen, Fräulein Pedani?“

Mit einigem Mißtrauen sah sie ihn und seine Gabe

an, kaum aber hatte sie die Namensunterschrift auf der Photographie gewahrt, als sie mit einem Freudenruf danach griff. Es war nicht sehr hell auf der Treppe und sie schmiegte sich an die Wand, um das von oben einfallende Licht eines kleinen Fensters zu nützen, der Student trat dicht hinter sie, um das Bild auch zu betrachten, und gab über ihre Schulter herüber seine Meinung kund.

„Ein bezeichnend deutscher Typus!“ erklärte er. „Sehen Sie sich nur den Schädel und den Mund an . . . und doch . . . wenn man's nicht wüßte, würde man ihn nicht für Deutschlands ersten Turner, sondern eher für einen friedlichen Litteraturprofessor halten . . . finden Sie nicht? Werden Sie mir denn nie ein tröstliches Wort sagen? Werden Sie mich immer mit dieser Gleichgültigkeit behandeln? Wird Ihr Herz . . .“

Der Uebergang in seinem Gespräch hatte sich so rasch und mit solcher Selbstverständlichkeit vollzogen, daß er der Lehrerin zuerst gar nicht zum Bewußtsein gekommen war; sie wurde aber nachdrücklich gewarnt, indem sie plötzlich seine Wange an der ihrigen und seinen Arm an ihren Hüften fühlte.

Mit einem raschen Ruck machte sie sich frei und sagte mit Empörung: „Herr Ginoni, das ist gemeine Hinterlist!“

Der junge Mensch prallte zurück und wollte der Sache eine scherzhafte Wendung geben, das Wort blieb ihm aber im Halse stecken, denn oben an der Treppe ward das verstörte Gesicht des Sekretärs sichtbar, der rasch herabkam, auch er mit Wellers Photographie in der Hand! Dem Studenten war es gar nicht unangenehm, auf diese Weise aus seiner etwas mißlichen Lage herauszukommen.

„Was treiben denn Sie da?“ fragte er den Sekretär, der stehen geblieben war und ihn mit zornfunkelnden Augen ansah. „Sie kassieren doch heute nicht die Miete ein?“

Celzani wußte nichts Besseres zu thun, als mit bebender Stimme die Worte der Lehrerin zu wiederholen: „Das ist gemeine Hinterlist!“

„Famos!“ höhnte der junge Mensch, indes Maria sich langsam entfernte. „Sie könnten Ihr Brot als Echo ver-

dienen! Nur muß ich diese Worte aus Ihrem Mund etwas anders auffassen!"

„Sie wagen noch den Beleidigten zu spielen?" rief der Sekretär außer sich. „Wäre die Achtung nicht, die ich für Ihren Herrn Vater hege ..."

„Lassen Sie mich damit zufrieden! In solchen Sachen läßt man den Herrn Vater und die Frau Mutter aus dem Spiel, und ich bin seit zwanzig Jahren entwöhnt. Wir stehen Mann gegen Mann, und um die Sache ganz klar zu legen, gestatten Sie mir die Frage: „Gehören Sie zu den Sekretären, die Satisfaktion geben."

„Ja," versetzte Ehrwürden Celzani mit lauter Stimme und nur etwas zu tragischer Haltung. „Ich bin einer von denen, die Satisfaktion geben."

„Das genügt," versetzte der Student entschlossen. „Sie werden die Ehre haben, von mir zu hören."

Damit kehrte er dem Sekretär den Rücken und ging in seine Wohnung. Eine Stunde später nahm der Ingenieur Ginoni, den die Lehrerin selbst von allem Vorgefallenen unterrichtet hatte, seinen Hut vom Nagel und ging in verdrießlicher Stimmung zum Sekretär hinauf, um weiteren Schritten seines hoffnungsvollen Sprößlings vorzubeugen. Obwohl er die der Lehrerin angethane Beleidigung höchlich mißbilligte, legte er der Forderung seines Sohns keine weitere Bedeutung bei. Es war in seinen Augen eine kindische Dummheit, da er aber als erfahrener Mann genau wußte, daß man auf das Selbstgefühl eines feurigen jungen Menschen Rücksicht nehmen muß, weil er sich's sonst erst recht in den Kopf setzt, den Mann zu zeigen, so gedachte er die Sache freundschaftlich beizulegen, die Forderung nicht gerade im Namen seines Sohnes zu widerrufen, aber eine Versöhnung anzubahnen und beide Teile zum Entgegenkommen zu bewegen.

Er trat also mit unbefangener, freundschaftlicher Herzlichkeit bei dem Sekretär ein, den er allein traf. Dieser aber, von seiner Leidenschaft erfüllt wie immer, und von Eifersucht aufs höchste erregt, empfing ihn mit einer würdevollen Zurückhaltung, die den Ingenieur unglaublich komisch berührte.

Aufs freundlichste erklärte er ihm, daß er von Maria Pedani über die Vorgänge auf der Treppe unterrichtet und jetzt hier sei, um die Geschichte wieder ins Lot zu bringen, wie sich's unter Freunden gezieme. Die Handlungsweise seines Sohns beklage er aufs tiefste, aber ein Zweikampf wäre reine Tollheit, eine lächerliche Abgeschmacktheit, wovon vernünftigerweise gar nicht die Rede sein könne.

„Lenken wir also ein, mein lieber Sekretär!" sagte er. „Fräulein Pedani kommt dabei nicht in Frage ... ihr werde ich, wie sich's gebührt, im Namen meines Sohns volle Abbitte leisten, was aber Sie betrifft ... nun, man ist eben auf beiden Seiten ein wenig heftig gewesen, aber wenn Sie nur etwas guten Willen zeigen, so wird die Geschichte sich beilegen lassen. Daß sie keine Folgen haben soll, dafür bürge ich."

Aber Ehrwürden Celzani von heute war nicht mehr das Lamm von ehedem.

„Ich bin der Beleidigte," erklärte er aufstehend.

„Sachte, sachte! Die schwerwiegendsten Worte, die gefallen sind, waren: ‚gemeine Hinterlist', und die haben Sie gebraucht. Der Besonnenere hat die größere Verantwortung. Sie sind fünfzehn Jahre älter als der Bengel, und dürfen mir jetzt nicht mit Silbenstechereien kommen!"

Aber der Sekretär war gegen diesen Arm, der sich um Maria Pedani zu schlingen gewagt hatte, in den Tod erbittert. Darin lag die Beleidigung, darin lag die Herausforderung und deshalb war er nicht gewillt, sich zu versöhnen.

„Verlangen Sie etwa, daß ich mich demütige?" fragte er, die Stirne runzelnd.

„Ach, wer spricht denn von Demütigen!" rief der Ingenieur. „Darum handelt sich's ja gar nicht! Aber das Selbstgefühl eines jungen Burschen, der die Herausforderung hingeworfen hat, gilt es zu schonen, dies müssen Sie doch einsehen! Es handelt sich darum, die Sache so zu behandeln, daß sie keine Folgen nach sich zieht, und wenn Sie nur sagen wollen, daß Sie diese beiden Worte bedauern, so stehe ich Ihnen gut für das Uebrige. Zum Kuckuck, Mann ... sind Sie aus Ehrgefühl oder aus Eifersucht so halsstarrig?"

„Aus beiden Gründen,“ versetzte der Sekretär feierlich.

Der Ingenieur sah ihn betroffen an, und dann riß ihm die Geduld.

„Das hätte ich doch nicht gedacht,“ sagte er, sich mühsam beherrschend, „daß die Verliebtheit Sie derart um den Verstand brächte. Sie suchen also einen Zweikampf?“

„Ich suche ihn nicht,“ entgegnete Celzani, den Kopf zurückwerfend, im Heldenton, „aber ich fürchte ihn auch nicht.“

„Dann kann ich Ihnen nur sagen, daß Sie ein Narr sind,“ brüllte der Ingenieur, „und daß Sie die Kosten Ihrer Dummheit zu tragen haben werden!“

Wütend ging er hinaus und warf die Thüre schmetternd ins Schloß.

* * *

Die nämliche Ursache rief ein paar Stunden später im oberen Stockwerk gleichfalls einen tragikomischen Auftritt hervor. Als Maria Pedani mit etwas verstörter Miene zur Essenszeit nach Hause gekommen war, hatte die Freundin, die wieder in bestem Einvernehmen mit ihr war, zärtlich gefragt, ob sie Verdruß gehabt hätte. Früher würde Maria die Antwort verweigert haben, aber jetzt, wo sich das Bedürfnis, ihr Herz zu erschließen, fühlbar machte, erzählte sie ohne jeden Argwohn, was sich zugetragen hatte und welch üble Folgen sie fürchten mußte. Schon die ersten Worte hatte Fräulein Zibelli als schweren Schlag empfunden; sie nahm sich aber zusammen, um alles bis aufs Kleinste zu erfahren. Antworten konnte sie nicht, die Wut schnürte ihr die Kehle zu. Also auch dieser Student! Ja, war denn dieses unglückselige Geschöpf eigens zur Geißel für sie geboren! Und wie lang mochte diese Liebelei schon dauern, zu deren Ablenkung man sie in den letzten Wochen, ja als deren Lockspeise man sie mißbraucht hatte!

Sie konnte nicht mehr essen und stand unter dem Vorwand, sich nicht wohl zu fühlen, vom Tisch auf. Aber wenn sie ihrem Zorn nicht Luft machte, mußte sie dran ersticken. Die wahre Ursache kundzugeben, verbot ihr die Selbstachtung; sie wartete also mit fieberhafter Ungeduld auf eine Gelegen-

heit, einen Streit vom Zaun zu brechen. Als Maria ihre Mahlzeit hastig beendet hatte, holte sie einen Baumannschen Atlas herbei und besah sich auf dem Eßtisch die Zeichnungen. Die Lippen fest aufeinander beißend, trippelte Fräulein Zibelli im Zimmer hin und her; plötzlich aber blieb sie stehen, warf über die Schulter der Freundin einen Blick in das Buch und rief: „Barmherzigkeit! Solch eine Seiltänzerstellung!"

Bei jedem Angriff auf diesem Gebiet kam Maria sofort in Harnisch.

„Wenn du nur etwas mehr Abwechslung in deine Kritik brächtest," versetzte sie. „Jahr aus, Jahr ein die nämlichen Bemerkungen!"

„Weil sie immer zutreffend sind," gab Fräulein Zibelli zurück, „und weil ihr eure Ohren absichtlich dagegen verschließt und offenbar entschlossen seid, vor eurem Seiltänzerhäuptling in Ehrfurcht zu verharren wie eine Scheurenpurzlerbande!"

Das war eine Ungezogenheit, aber Maria Pedani wurde nie persönlich, sondern bekämpfte nur den Widerspruch gegen ihre Sache.

„Seiltänzerhäuptling!" rief sie mit einem überlegenen Lächeln. „Baumann hat in seinem kleinen Finger mehr Verstand und Talent als alle gewesenen, lebenden und zukünftigen Obermannsanhänger miteinander! Darüber steht das Urteil fest."

„So weit seid ihr noch lange nicht!" entgegnete Fräulein Zibelli, die Achseln zuckend. „Baumann ist groß im Niederreißen! Er macht Vorschläge, nimmt sie zurück, und hat selbst keine klare deutliche Vorstellung von seiner Methode. Lärm machen, das Oberste zu unterst kehren, das versteht er, aber sonst nichts."

„Jedenfalls hat Baumann Italien eine Gymnastik geschaffen," erklärte Maria gelassen, „und vorher hatten wir keine."

„Wie du so etwas behaupten magst! Nichts hat er geschaffen, nur das Vorhandene gesteigert, das Vorbild zur Karikatur entstellt, was die leichteste Sache von der Welt ist."

„Das sind unwürdige Verleumdungen!“ rief Maria. „Wer hat denn eurem Obermann neue Ideen geliefert, als er? Und wie könnt ihr in seinem Namen den Baumann lästern? Obermann war ein Fortschrittler und wäre, wenn er noch lebte, ohne allen Zweifel heute Baumanns feurigster Anhänger, denn er hatte Talent! Ihr aber klebt am Alten und wagt es, euch dabei auf ihn zu berufen!“

Fräulein Zibelli ward fahl vor Zorn und verlegte sich aufs Schimpfen, weil sie keine Gegengründe mehr hatte.

„Wohl und gut, selbst wenn sich alles so verhielte, halte ich alles für ratsamer, als mit euch vorwärts zu stürmen, mit euren Akrobatenkunststücken, die für Kinder gefährlich, für Mädchen unanständig und für jedermann roh und zirkusmäßig sind.“

Sobald Fräulein Zibelli zu toben anfing, wurde die Freundin ruhig.

„Da wir beide diese Frage nicht zu entscheiden haben, ist der Streit ganz unnütz,“ erwiderte sie gelassen. „Bleibt nur bei eurer Murmeltierträumerei! Da bekommt allerdings niemand eine Beule, und die Sittsamkeit ist gerettet.“

Jetzt war Fräulein Zibelli geneigt, aus der Haut zu fahren.

„Versöhnen lass' ich mich nicht!“ kreischte sie. „Ich hab' es satt, Beleidigungen hinzunehmen . . . seit lange schon hab' ich's satt . . . Ich kann nicht mehr . . . ich ertrag's nicht mehr . . .“

Die Thüre zuschmetternd, war sie hinausgestürzt, und Maria saß mehr verblüfft als gekränkt vor ihrem Atlas. Auch sie war eher als je dieser Stimmungsumschläge und Wutausbrüche müde. Die wahre Ursache ahnte sie ja nur dunkel, aber die immer häufigere Wiederkehr solcher Auftritte machte ihr das Zusammenleben nach und nach unerträglich.

* * *

Auch für den Sekretär ging in diesen Tagen alles schief. Die Zeugen des Studenten stellten sich zwar nicht ein, weil der Vater ein Machtwort gesprochen und der Ausführung

des Zweikampfes einen Riegel vorgeschoben hatte, als er aber der Frau Ginoni auf der Treppe begegnete, mußte er den Schmerz erfahren, daß sein Gruß unerwidert blieb, obwohl er sonst hoch in Gnade bei ihr gestanden, ja mitunter die Ehre gehabt hatte, ihrer zarten Schläfrigkeit den Arm bieten zu dürfen und sie die Treppe hinaufzuschleppen. Er hätte sich diese Kränkung noch mehr zu Herzen genommen, wenn er gewußt hätte, daß sie weniger dem Beleidiger des Sohnes als dem Liebhaber der Lehrerin galt, der ihren angebeteten Alfred um ein galantes Abenteuer brachte, worüber diese Mutter gerne beide Augen zugedrückt haben würde! Den Todesstoß gab ihm vollends eine Begegnung mit dem Ingenieur, der in der Straße des heiligen Franziskus ohne Blick und Gruß an ihm vorüberging. Die ganze Familie wollte also jegliche Beziehung zu ihm abbrechen und steigerte dadurch den krankhaften Zustand seines von Leidenschaft verheerten Gemüts.

Der folgende Tag brachte weiteres Mißvergnügen. Unter den jungen Mädchen, die im dritten Stock Privatturnstunden nahmen, war auch eine kleine zigeunerhaft aussehende Person mit kurzgeschorenen Haaren, die Tochter einer Seifen- und Pomadehändlerin und selbst Turnlehrerin. Sie benutzte den Unterricht bei Maria Pedani, um sich rhythmische Schrittfiguren angeben zu lassen, die sie dann als eigene Erfindung verzollte, und ihre Leidenschaft für die Turnkunst äußerte sich darin, daß sie überall, wo sie ging und stand, mit aufgeschürztem Rock wie eine vom Veitstanz Befallene Uebungen machte. Nun hatten die frommen Damen vom ersten Stock zweimal mit angesehen, wie sie im Erdgeschoß einer andern von Maria Pedanis Schülerinnen mit weithin sichtbaren Strümpfen Schritte und Sprünge vorgemacht hatte, und das hatte die frommen Seelen derart verletzt und empört, daß sie den Sekretär kommen ließen und ihm erklärten, er müsse solchen Unziemlichkeiten ein Ende machen; überhaupt fänden sie, daß mit diesem Fräulein Pedani ein böser Geist ins Haus eingezogen sei. Vorher schon verstimmt und nun in seinen tiefsten Gefühlen verletzt, gab Celzani eine grobe Antwort, die frommen Damen blieben

ihm nichts schuldig, und er geriet ins Schreien und wurde schließlich mit der Drohung, dem Komtur Anzeige zu machen und dem Befehl, sie nie wieder zu grüßen, an die Luft gesetzt.

Es sollte noch schlimmer kommen. Der Professor Padalocchi beauftragte ihn, in seinem Namen den Lehrer Fassi zu ersuchen, daß er seine häuslichen Turnübungen auf bestimmte Stunden beschränke, wo das Getrampel den alten Herrn nicht in seinen Studien stören würde. Gereizt und aufgeregt wie er war, entledigte sich der Sekretär seiner Botschaft nicht mit der nötigen Rücksicht und ließ sich sogar das Wort „Höllenlärm" entschlüpfen. Nun platzte Fassi los! Einen Höllenlärm nannte man wissenschaftliche Versuche, die mühsamen und gründlichen Vorbereitungen, deren er für seinen Unterricht bedurfte! Zum Besten der Menschheit verzehrte er sich in geistiger Arbeit, und das wurde ein Höllenlärm genannt! Unerhörte Vermessenheit! Die Gattin stand ihm tapfer zur Seite und der Sekretär wurde unter bissigen Anspielungen auf Maria Pedani nach allen Regeln der Kunst abgekanzelt. Sobald er ihm unter Drohungen die Thüre gewiesen hatte, eilte Fassi die Treppe hinunter, um sich bei dem alten Padalocchi zu beklagen. Dieser lud die ganze Schuld auf den Sündenbock Celzani ab, der seinen Auftrag ganz unrichtig bestellt und einen Gelehrten mit einem Waschweib verwechselt haben müsse. Er stellte den Sekretär zur Rede, ärgerte sich über dessen Antworten und würdigte ihn keines Blicks mehr.

Somit hatte er's nun mit sämtlichen Besteigern dieses Treppenhauses verschüttet! Aber auch die Bewohner der andern Haushälfte hatten unter seiner Vergeßlichkeit und Reizbarkeit zu leiden, und da es sich herumgeschwatzt hatte, daß die Liebe Schuld an dieser Umwandlung trage, wurde laut und leise rücksichtslos über ihn geklatscht und gewitzelt. Die Hartnäckigkeit, womit er ein Mädchen begehrte, das nichts von ihm wissen wollte, kam seinen Nebenmenschen wie eine frevelhafte Anmaßung, ein Zeichen lächerlicher Selbstüberschätzung oder stellenweisen Blödsinns vor. Nicht einmal die Ehre that man ihm an, sein Gefühl Liebe zu

nennen; man wollte ihm an den Augen ansehen, daß es nur eine verspätete, alberne Schülerschwärmerei sei. Andre erzählten wieder, er habe sich auf der Treppe die rohesten Zudringlichkeiten gegen das Mädchen erlaubt, ja man nannte ihn einen unsittlichen Gesellen und sah ihn scheel an. Allmählich erlaubte sich der oder jener kleine Ungezogenheiten gegen ihn, doch er zahlte mit gleicher Münze heim, und wurde schließlich selbst streitsüchtig und herausfordernd. Darüber liefen nun bei dem Komtur brieflich Klagen ein, und in einigen Briefen war ganz deutlich von dem Aergernis die Rede, das der Sekretär durch seine Verliebtheit gebe, von schamlosen Verfolgungen einer Dame, von Scenen, die sich im Treppenhaus und unterm Hofthor abspielten und derart seien, daß Mütter, die mit ihren Töchtern ausgingen, stets Gefahr liefen, die Fächer vors Gesicht halten zu müssen! Damit trieb man's so weit, daß dem Komtur eines schönen Morgens die Geduld riß und er sich vornahm, dem Neffen beim Mittagessen gehörig den Kopf zu waschen. Trotzdem war er noch nicht zum Aeußersten entschlossen, denn ein Brieschen, worin Maria Pedani ihn auf übermorgen zu einem Schauturnen im Militärwaisenhaus einlud, hatte ihn in die günstigste Stimmung versetzt, durfte er sich doch davon Gelegenheit zu eingehenden Beobachtungen versprechen! Zu seinem Mißfallen erschien der Neffe aber mit bleichem Gesicht, bestaubten Kleidern und verbundener Stirne. Er fragte nach der Ursache, und Celzani erzählte ihm, er habe in der Palästra — er ging auch jetzt noch, nachdem jede Hoffnung begraben war, hin, um seine Nerven zu bezähmen — an einer allzu schwierigen Uebung auf dem Zitterbalken teilgenommen (wohl aus Verzweiflung!), sei ausgeglitten und gestürzt und zwar mit dem Kopf gegen einen Stützbalken. Das verdroß den alten Herrn und er sprach wegwerfend von Seiltänzerkunststücken. Dann erklärte er ihm mit einer Strenge, wie Celzani sie noch nie im Leben zu fühlen bekommen hatte, daß er seiner Nachlässigkeit im Geschäft, seines unordentlichen, unziemlichen Lebenswandels und der von allen Seiten einlaufenden Klagen überdrüssig sei, daß dieser Skandal ein Ende nehmen müsse und daß er ihm nur noch

acht Tage Bedenkzeit gebe. Habe er sich in dieser Frist nicht gründlich gebessert, so werde er ihn aus dem Haus jagen. Er habe auch schon einen andern Sekretär im Auge, im übrigen wünsche er allein zu speisen. Damit ließ er den Gemaßregelten stehen.

* * *

Nun hatte die Verzweiflung ihren Höhepunkt erreicht. In seinem verstörten Gemüt sah Celzani nur noch zwei Möglichkeiten vor sich — entweder sich in Genua nach Amerika einzuschiffen oder in Turin zu bleiben und sein kleines väterliches Vermögen zu verprassen, um Betäubung und Zerstreuung zu finden. Auf alle Fälle aber mußte er je eher je besser dieses Haus verlassen, worin er nicht weiter zu leben vermochte. Schweigend packte er bis tief in die Nacht hinein seine Habseligkeiten zusammen, dann warf er sich angekleidet aufs Bett. Aber er fand keinen Schlaf; in Fieberhitze lauschte er ein letztes Mal auf die Geräusche über seinem Haupt. Und es wurde in dieser Nacht in dem Zimmer über ihm nicht still. Die langerwartete Lehrerversammlung war jetzt eröffnet, morgen stand das Turnen auf der Tagesordnung und Maria Pedani als Rednerin. Sie war sehr aufgeregt, sprang immer wieder aus dem Bett und ging im Zimmer umher. Er hörte deutlich den Tritt ihrer nackten Füße über sich, und dabei erwachte in ihm ein namenloser Jammer; dieses Zimmer verlassen zu sollen, nie mehr die vertrauten Geräusche über sich zu hören, die ihm lieb und teuer waren, weil sie ihm so viele schlaflose Nächte, Träume, Wünsche, Phantasieen und Schmerzen ins Gedächtnis riefen. Ach nein, vergessen konnte er ja nicht! Aufrecht im Bett sitzend, um ihre Schritte, ja ihren Atem zu belauschen, ließ er die ganze Vergangenheit an sich vorüberziehen, sprach mit der Geliebten, flehte sie an, weinte, steckte die geballte Faust in den Mund, um nicht laut aufzuschreien, ja er verbrachte eine Nacht wie ein zum Tod Verurteilter. Beim ersten Morgengrauen verließ er müde und zerschlagen sein Lager; die Stirnwunde schmerzte. Den ganzen Vormittag über kam er nicht mit sich ins reine, ob er sich persönlich

oder brieflich von Maria Pedani verabschieden solle. Endlich beschloß er, hinaufzugehen, und führte seinen Vorsatz Schlag halb ein Uhr aus.

Die Lehrerin war allein zu Hause und in trüber Stimmung. Seit dem Auftritt, den sie ihr um des Studenten willen bereitet hatte, machte ihr Fräulein Zibelli durch eine neue seltsame Laune das Leben sauer. Es war, als ob ihre Leidenschaftlichkeit sich jetzt ganz den Tafelfreuden zugewendet hätte; sie vergeudete das Geld für Leckerbissen aller Art und führte den gemeinsamen Haushalt mit einer Ueppigkeit, die ihren Mitteln nicht entsprach. Trotzdem sie einen Wolfshunger entwickelte, klagte sie über jedes Gericht und konnte über eine mißlungene Sauce, zu stark gebackenes Brot, hartes Fleisch oder geschmacklosen Salat in Wut geraten. Maria Pedani war dieses Lebens überdrüssig. Auch den heutigen Morgen, wo sie mehr als je Ruhe und Heiterkeit des Geistes nötig gehabt hätte für ihren Vortrag, hatte ihr die Schlange vergiftet. Der bevorstehende Erfolg der Kollegin erregte im voraus Fräulein Zibellis Eifersucht, und so hatte sie es nicht über sich gebracht, in ihrer Nähe zu bleiben, sondern ihr eine der üblichen Scenen gemacht, über ihren Ehrgeiz gespottet und einen Mißerfolg prophezeit, dann war sie ohne Mittagessen davongestürmt.

Maria saß im Wohnzimmer und überflog schon vollständig angekleidet für die Versammlung, die um halb drei Uhr beginnen sollte, ein letztes Mal ihr Manuskript. Sie trug ein schwarzes Kleid ohne allen Ausputz, das ihre Gestalt eng umschloß, sie noch größer erscheinen ließ und ihre weiße Haut vorteilhaft hob; die innere Aufregung verlieh ihren Zügen eine Weichheit, die man nicht an ihr gewöhnt war. Sie war allein und war trotz der freudigen Erwartung ihres Triumphs, trotz des Sonnenscheins, der ihr Zimmer vergoldete, traurig. Ein paar Freundinnen, die versprochen hatten, ihr Mut einzuflößen, waren noch nicht da; die Einsamkeit lastete schwer auf ihr, sie sehnte sich nach Menschen. Deshalb geriet sie in freudige Bewegung, als ihr der Sekretär gemeldet wurde.

Mit dem Hut in der Hand trat er ein, und ihr schwarzes

Kleid, das er sofort bemerkte, entlockte ihm ein schmerzliches Lächeln. Seine verbundene Stirne, das blasse, entstellte, todestraurige Gesicht, alles war dazu angethan, Mitleid für ihn zu erwecken.

Er wollte sich nicht setzen.

Maria erkundigte sich sofort nach seiner Verletzung am Kopf.

„Ich bin in der Palästra gestürzt," sagte er kurz und fügte bei, daß er gekommen sei, um sich zu verabschieden.

Die Lehrerin nahm an, er werde wie jedes Jahr in die Sommerfrische gehen, und fragte nur: „Machen Sie denn den Kongreß nicht mehr mit?"

Der Sekretär hatte Einladungskarten dazu bei seinem Onkel gesehen, sie aber nicht beachtet. Ja, wenn er hinginge, würde er sie noch einmal im vollen Glanz ihrer Schönheit und ihres Triumphs sehen und dieses Bild mit sich nehmen in die Ferne! Davon sagte er aber nichts, sondern dankte ihr nur für die Einlaßkarte, die sie ihm hinhielt.

„Ich reise ..." wiederholte er mit bewegter Stimme, „und wollte Ihnen lebewohl sagen ... für immer."

Die Lehrerin sah ihn an und begriff den Zusammenhang, fand aber kein Wort, das sie ihm hätte sagen können. Sie fühlte, daß auch die leiseste Aufmunterung, hier zu bleiben, falsche Hoffnungen erregt, fast ein Versprechen bedeutet hätte, und ihre gerade Natur ließ sich nicht zu Zugeständnissen herbei. Nur mit der ausgesprochenen Absicht ihn festzuhalten, hätte sie ihm zum Bleiben zureden dürfen. Sie wandte den Blick ab und sah verlegen zum Fenster hinüber. Dann gewahrte sie, daß auch sein Blick sie mied, und so konnte sie sich den Mann nachdenklich betrachten. Sie wußte alles, und alles ging ihr in diesem Augenblick durch den Sinn. Als einen fest ansässigen, arbeitsamen, stillen, guten Menschen, dem jedermann wohlwollte, hatte sie ihn in diesem Haus vorgefunden. Um ihretwillen hatte er nach und nach den Frieden seiner Seele eingebüßt. Daraus war alles weitere gefolgt. Zuerst hatte er sich die Zibelli verfeindet, dann hatte der Lehrer Fassi seinen Haß auf ihn

geworfen, der Student Ginoni hatte ihm Trotz geboten und dessen Eltern ihm den Rücken gekehrt. Der Professor Padalocchi grüßte ihn nicht mehr, die frommen Damen hatten ihm die Thür gewiesen, alle Hausbewohner ihm den Krieg erklärt. Sein Onkel wollte ihn aus dem Haus jagen, hatte es vielleicht schon gethan, und nun ging er einsam und gebrochen von dannen.

Wie mußte er nach ihr geschmachtet haben, schon ehe sie es inne geworden war, wie mußte er unter diesen Enttäuschungen und Demütigungen gelitten haben, und wie stark mußte seine Liebe sein, daß er nach all ihren Weigerungen, der ganzen Welt zum Trotz und sich selbst zum Schaden, daran festhielt! Um ihretwillen hatte er sich auch noch beinahe den Schädel zerschmettert! Sie blickte auf den Verband, und, wie es häufig geschieht, war es gerade die Komik der Vorstellung, diesen Mann vom Zitterbalken herunterkollern zu sehen, die ihr Herz rührte und zum erstenmal dem Mitleid eine gewisse Zärtlichkeit beigesellte. Der Aermste war indes kein Gedankenleser; er bemerkte nur das Lächeln, das sich am Schluß ihrer Ueberlegungen einstellte, und glaubte darin Spott zu erkennen. Das versetzte ihm den Todesstoß.

„Ach!“ stöhnte er, den Blick zu ihr erhebend und die Arme wie in angstvoller Verzweiflung zur Abwehr ausstreckend. „Das sollten Sie nicht thun! Das thut mir zu weh!“

„Aber Herr Celzani, was bilden Sie sich nur ein?“ rief das Mädchen, erregt auf ihn zutretend.

Da ließ sich auf dem Vorplatz ein fröhliches Stimmengezwitscher vernehmen, und ein Trüppchen junger Lehrerinnen im Sonntagsputz drang lachend und plaudernd herein. Nur flüchtig sahen sie den Sekretär an, dann drängten sie sich grüßend und übermütig um Maria. Das waren die Genossinnen, die sie zu der Versammlung abholten, und mit ihnen trat die große Leidenschaft ihres Lebens, die Welt, der Ruhm, über die Schwelle, um sie dem armen Mann auf ewig zu entreißen, um ihn sogar um die Wohlthat eines Abschiedsworts zu bringen.

Mit einem letzten Blick der Anbetung, die jetzt eine wunschlose war, auf das herrliche Geschöpf, zu dem er nun nie wieder sprechen durfte, kehrte er sich ab und ging, seine Thränen verbergend, unbemerkt hinaus.

* * *

Der Kongreß tagte im Palast Carignano in dem unverändert gebliebenen Sitzungssaal des einstigen subalpinen Parlaments. Auf den mit Plüsch bezogenen Sitzen hatten etwa dreihundert Personen, Lehrer und Lehrerinnen Platz genommen; der Saal war fast vollständig gefüllt. Der Raum, worin einst die Stimmen der größten Vorkämpfer der italienischen Revolution in den furchtbarsten und glorreichsten Stunden unsrer Geschichte ertönt waren, bot heute mit männlichen und weiblichen Elementarlehrern, die nach Aussehen und Kleidung den verschiedensten gesellschaftlichen Schichten angehörten, ein sehr verändertes Bild. Und doch forderte die ihm zu teil gewordene Erniedrigung nicht den Witz heraus, denn sie erinnerte daran, daß unser Parlament weit fort in einer Stadt tagte, wo es sich vor wenigen Jahren noch die kühnste Phantasie nicht vorzustellen gewagt hätte. Von diesen Sitzen, wo die Turiner verehrte, ergraute Häupter zu erblicken gewohnt gewesen waren, kahle Schädel bedeutender Gesetzgeber, ragten heute bunte mit Federn und Blumen geschmückte Damenhüte auf und erklang leises und lauteres Geschwätz. Am einstigen Platz Garibaldis saß ein dickhalsiger alter Dorfschulmeister, auf der Bank des Grafen Cavour reckelte sich ein unbärtiger Jüngling mit einer Nelke hinterm Ohr. Den Vorsitz führte ein feister Neapolitaner, der dem Priesterstand angehört hatte. Der erste Blick zeigte an der Mannigfaltigkeit der Typen, daß es keine Provinzversammlung war, sondern daß die Teilnehmer aus allen Gauen Italiens zusammengeströmt waren; das schwarze Haar und der bräunliche Hautton der Südländer herrschten darunter vor. Auf den erhöhten Bänken saßen Damen in großer Anzahl und verschiedener Kleidung; geprüfte Lehrerinnen, die ihren Beruf nicht ausübten und nur aus Neugier an der Versammlung

teilnahmen, manche davon mit Notizbuch und Bleistift bewaffnet, Seminaristinnen, die ihre jüngeren und jüngsten Geschwister mitgebracht hatten. Zwei stattliche Thürschließer mit gelben Schärpen und weißen Strümpfen waren im Saal beschäftigt. Auch die Galerieen waren überfüllt: andre Lehrer, Verwandte der Kongreßmitglieder, in den vordersten Reihen auch hervorragende Persönlichkeiten Turins, Professoren, Aerzte, Schriftsteller, alle als Förderer der Turnkunst bekannt. Noch nie war eine derartige Versammlung so zahlreich besucht, noch nie so lebhafte Teilnahme dafür vorhanden gewesen.

Als der Sekretär Celzani den einstigen Parlamentssaal betrat, war die Sitzung schon seit einer Stunde eröffnet. Sobald er seinen Platz gefunden hatte, sah er sich nach Maria Pedani um. Er entdeckte sie indes nicht gleich, dagegen sah er Fräulein Zibelli in einer der vordersten Sitzreihen, dem Präsidenten gerade gegenüber, zwischen zwei andern Lehrerinnen, die er nicht kannte. Sein Blick überflog die nächsten Sitzreihen hinter ihr und haftete auf dem Feldwebelkopf des Lehrers Fassi, um den sich ein ganzes Fähnlein von Turiner Turnlehrern scharte, die insgesamt einen soldatischen Typus aufwiesen und worunter er den blonden Kopf des jungen Lehrers *** unterschied. Aber wo war sie? Wieder schweiften seine Blicke aufs Ungefähr über die Versammlung, und jetzt entdeckte er Maria Pedani auf einer erhöhten Bank zur Rechten, dem Platz, wo einst die getreuesten Schildknappen Cavours gesessen hatten. Sie saß in der Nähe eines Fensters, umgeben von den jungen Lehrerinnen, die sie abgeholt hatten und eine Art von Hofstaat um sie bildeten. Der Sonnenschein, der durch das hochgelegene Fenster hereinfiel, beleuchtete scharf die rechte Seite ihrer schönen Gestalt in dem enganliegenden schwarzen Kleid. Sie hatte ein Schriftstück vor sich liegen, flüsterte dann und wann mit ihren Nachbarinnen und schien etwas aufgeregt zu sein. Der Sekretär legte die Arme auf die Brüstung der Galerie, stützte den Kopf in die Hände und verharrte regungslos, völlig in ihren Anblick versunken. Ein letzter Hoffnungsstrahl glomm in seiner Seele — möglicherweise würde sie einmal aufblicken

und ihr Auge seinem Blick begegnen. Das wäre ein endgültiges Lebewohl, damit würde alles abgeschlossen sein. Sonst kümmerte er sich um nichts. So wenig er beim Eintreten einen Gedanken für die Vergangenheit dieses ihm bisher unbekannten Raumes gehabt hatte, so wenig begriff er von den Reden, die darin gehalten wurden.

Derselbe Gegenstand, der auch am Tag vorher behandelt worden war, wurde jetzt erörtert: die Möglichkeit, Handfertigkeitsunterricht in den Schulen einzuführen. Zuerst hatte eine venetianische Lehrerin mit großer Sanftmut gesprochen. Sie hatte eine Methode erfunden, die Anfertigung von Körbchen aus Papierstreifen zu lehren, und eine Probe dieser Kunst ging von Hand zu Hand und wurde von den Damen untersucht und zerlegt. Dann hatte sich ein kalabresischer Lehrer zum Wort gemeldet und in singendem, weinerlichem Ton eine ganze Kiste voll in seiner Schule gefertigter Gegenstände, worunter auch ein Paar Strümpfe, vorgezeigt. Nachdem sich dann einige Redner gegen diesen Unterricht ausgesprochen hatten, wurde die Debatte leidenschaftlicher. Eine hübsche Lehrerin, die sich als Schriftführer nützlich machte, mußte das Protokoll der gestrigen Sitzung teilweise verlesen. In einer Bank zur äußersten Linken saß eine Schar kampflustiger junger lombardischer Lehrer, die sich von der priesterlichen Salbung des Vorsitzenden nicht zur Ruhe zwingen ließ, zwei Lehrer auf der entgegengesetzten Seite gerieten in Wortwechsel, und im großen Ganzen vergeudete man sehr viel Zeit mit Fragen der parlamentarischen Etikette; die politische Vergangenheit des Raums wirkte auf die Redner, die zu viel Pathos und persönliche Empfindlichkeit entwickelten.

Einmal wurde Celzani durch eine laute Stimme und die Worte: „Die Vertreter Mailands haben hier keine Vorrechte" aus seiner Versunkenheit aufgeschreckt, später durch stürmisches Beifallklatschen, das einer Lehrerin galt, die mit hoher Sopranstimme die Meinung äußerte, daß die Einführung des Handarbeitsunterrichts nicht ohne Gehaltszulage für die Lehrenden denkbar sei. Darauf folgte neues Durcheinanderreden, bis ein kleiner, wohlbeleibter Schul-

meister mit knappen, klaren, verständigen Worten den Frieden wieder herstellte und es dem Vorsitzenden ermöglichte, zur Abstimmung über diesen Gegenstand zu schreiten. Zweihundert Hände, worunter mancher vielknöpfige Damenhandschuh prangte, hoben sich in die Luft, allgemeiner Beifall ertönte und dann ging man zum nächsten Gegenstand der Tagesordnung über. Er lautete: „Vorschläge zur Verbesserung des Turnunterrichts“.

Diese Ankündigung versetzte dem Sekretär einen förmlichen Stoß, denn er nahm fest an, Maria Pedani werde zuerst sprechen, und als er rasch zu ihr hinübersah, gewahrte er, seinem Platz gerade gegenüber, und auf der Galerie hinter ihr das spöttische Gesicht des Ingenieurs Ginoni.

Allein seine Erwartung erfüllte sich nicht; andre Lehrer und Lehrerinnen nahmen vor ihr das Wort. Die Debatte bewegte sich von Anfang an ziemlich planlos um die technische Seite der Frage, und die Redner warfen derart mit Fachausdrücken um sich, daß Uneingeweihte wenig davon verstanden. Man fühlte sofort, daß zwei Strömungen, die Baumannsche und die Obermannsche, vorhanden waren, und als diese beiden Namen genannt wurden, entstand großer Lärm, den nur die mit Grabesstimme gerufenen Worte: „Turin war die Wiege der Turnkunst und wird ihr Grab werden!“ für einen Augenblick übertönten. Ein Redner klagte über die vielen Fremdwörter, die im Turnwesen gebraucht würden, und wollte die Aufmerksamkeit der Versammlung auf das Bedürfnis einer italienischen Fachsprache hinlenken, wofür er Auslassungen der Akademie anführte. Celzani erwartete bestimmt, daß Fassi nun sprechen würde, und dieser stand in der That auf, gab seine Zustimmung oder sein Mißvergnügen durch heftige Ausrufe wie: „Nein!“ „Nimmermehr!“ „Das ist einfach grob!“ „Nur ein bißchen gesunden Menschenverstand!“ geräuschvoll kund, meldete sich aber nicht zum Wort. Ein Turnlehrer setzte die Notwendigkeit auseinander, die äußere Lage seiner Kollegen zu verbessern, die allerdings von der Regierung bezahlt würden, aber nicht die Rechte andrer Angestellten hätten, wie der Vogel auf dem Zweig säßen, ganz abhängig vom Urteil der

Schulvorstände, die ihre Kurse zu spät eröffneten, die Turnlehrer nicht wie recht und billig in den Lehrerkonvent aufnähmen, ihnen je nach Laune Zugeständnisse machten oder entzögen und sie nie in Aufrechterhaltung der Ordnung unterstützten. Dann geriet die Debatte ins Fahrwasser des Streits über die Systeme, man wurde immer verwirrter und hitziger, alle Mundarten von ganz Italien wurden zugleich vernehmlich. Der Sekretär kam in große Angst, Maria Pedani werde gar nicht mehr sprechen, und war voll Bitterkeit, daß ihm auch die letzte Wonne geraubt würde, daß er ihre Stimme nicht hören, seine Göttin nicht von Beifall umrauscht, mit Ehren überhäuft sehen sollte, daß er die Verzweiflung des eigenen Herzens nicht vom Wiederschein ihres Ruhmes verklärt von dannen tragen dürfe. So oft ein neuer Redner begann, zitterte er vor Ungeduld, jeder schien ihm böswillig seine Qualen verlängern zu wollen, und er zählte ihm die Worte nach, ohne ihren Inhalt zu erfassen. Nach einem kurzen Vortrag einer toskanischen Lehrerin, die reichen Beifall erntete, weil sie Italien zu dessen Nachteil mit dem kleinen Belgien verglich, wo man einen Preis von fünfundzwanzigtausend Franken für ein gutes Handbuch der Gymnastik ausgesetzt habe, sagte der Vorsitzende endlich, endlich mit lauter Stimme: „Fräulein Maria Pedani hat das Wort."

Celzani schnellte auf, als ob Feuerflammen um ihn herzüngelten.

Zuerst lief ein dumpfes Murmeln durch den Saal, dann trat tiefes Schweigen ein, woraus deutlich hervorging, daß die Lehrerin rühmlich bekannt war und ihrer Rede mit Spannung entgegengesehen wurde. Aller Augen hefteten sich auf die Rednertribüne.

Als man das junge Mädchen nun hoch aufgerichtet, das Pult weit überragend, mit blassem aber entschlossenem Gesicht schlank und machtvoll da oben stehen sah, ward abermals ein Geflüster vernehmlich, das der Bewunderung ihrer Persönlichkeit galt, aber alsbald wieder verstummte. Abermals verbreitete sich Erstaunen durch den Saal, als die merkwürdig tiefe, fast männliche, aber klangvolle und harmonische Stimme

vernommen wurde, die mit diesem kräftig-schönen Körper in vollkommenem Einklang stand.

Sie begann mit der Bemerkung, daß keinerlei Fortschritt in Ausübung der Gymnastik wie in der Stellung ihrer Lehrer möglich sei, wenn der Staatsregierung, den Gemeindeverwaltungen, kurz allen Behörden nicht wie in andern Ländern zum Bewußtsein gebracht werde, daß die ganze Nation im Innersten von der Wohlthat körperlicher Ausbildung überzeugt sei und gebieterisch und einstimmig danach verlange. Die erste Pflicht jedes Einzelnen, und insbesondere jedes Lehrers sei daher, für dieses Ziel Anhänger zu werben, das Streben danach den Gewissen, den Herzen und Köpfen des ganzen Volks einzuimpfen. Sie sprach anfangs langsam und etwas zögernd, warf ungeduldig den Kopf zurück, wenn ihr das Wort nicht gehorchen wollte, machte eine Gebärde des Unwillens, wenn ihr Satzbau Gefahr lief, verwickelt zu werden, als ob sie ein Gespinst von sich abschütteln und um jeden Preis ihre Gedanken zum Ausdruck bringen wolle.

Auch mit dem Turnwesen, so fuhr sie fort, sei es in Italien gegangen wie mit vielen andern Dingen, zum Beispiel dem Exerzieren der Schulknaben — anfangs eine ungeheure Begeisterung, die nach und nach verflogen, erkaltet und in schmähliche Gleichgültigkeit und Vernachlässigung übergegangen sei, ja zuletzt den ganzen Gedanken und seine Anhänger der Lächerlichkeit preisgegeben habe. Ja, mit dem Turnwesen stehe es sogar noch schlimmer. Es sei im Widerspruch mit jenem militärischen Drill entstanden, und das Heer seiner Gegner in Zunahme begriffen. Bei den Schulbehörden mache sich die Macht dieser Einsprache so fühlbar, daß der Turnunterricht in ein leeres Schaustück, eine erbärmliche Spiegelfechterei und eine öffentliche Lächerlichkeit auszuarten drohe. Unwissenheit, feige Angst vor eingebildeten Gefahren, das Volksübel der Trägheit, lügnerische Bosheit von auf eigenen Gewinn bedachten Gegnern, die mit unerhörter Frechheit in ihren Behauptungen so weit gingen, körperliche Gebrechen der Kinder dem Turnen, das diese heilen könnte und sollte, in die Schuhe zu schieben, alles stehe vereinigt dagegen im Bunde. Wenn man diese Dinge

nicht täglich vor Augen hätte, müßte man sie für unglaublich halten.

„Gegner des Turnens," sagte sie, „sind gelehrte Aerzte, die selbst, gleichviel ob mit achtzig oder vierzig Jahren zusammenbrechen, gerade weil sie das Gehirn auf Kosten der Muskeln überanstrengt haben. Gegner des Turnens sind Mütter von blutarmen, hinfälligen Kindern, die wiederum Mütter eines unseligen Geschlechts werden, weil sie ihre Körperkraft nicht gestählt haben. Gegner des Turnens sind die Väter von Jünglingen, die durch geistige Ueberarbeitung auszehren, von entsetzlichen Gehirnkrankheiten befallen werden, in Schwermut verfallen und an Selbstmord denken! Tausende und aber Tausende befehden und verhöhnen die Turnkunst in einer Zeit, wo die wachsende Bequemlichkeit des Reisens und der ganzen Lebensführung schon das Ihrige thut, um unser Volk zu erschlaffen und träge zu machen; in einer Zeit, wo gesteigerter, erbitterter Kampf ums Dasein von jedem Einzelnen den Einsatz höherer Geistes- und Körperkraft fordert! Man bekämpft die Gymnastik, während das jetzige Geschlecht elend, schwächlich, heruntergekommen die Spitäler überfüllt, die Kliniken mit seinen Gebrechen und Schmerzen überlastet. Welche Kurzsichtigkeit! Welcher Unverstand! Welche Schmach!"

Stürmischer Beifall ertönte nach diesen Worten. Die Rednerin gewann an Sicherheit und ging nun über zu einem Vergleich des Mißtrauens und der Leichtfertigkeit, womit die Gymnastik in Italien, der Achtung und Gründlichkeit, womit sie in andern Ländern behandelt werde. Dabei verfiel sie aber in den Fehler, sich zu weitläufig in Anführungen aus der Statistik zu verbreiten, was alsbald Verstimmung hervorrief. In einzelnen Gruppen von Lehrerinnen begann man zu plaudern und zu tuscheln; die Aufmerksamkeit wurde abgelenkt. Celzani hörte den Lehrer Fassi, der dieser Rednerin noch keinen Blick gegönnt hatte, mehrmals verächtlich ausrufen: „Gehört nicht zur Sache!" „Weiß man ja!" eine andere Stimme brummte laut: „Erstaunlich neu!" und viele Köpfe wandten sich nach der Richtung, woher sie kam. Allein Maria Pedani ward sich des Mißgriffs rechtzeitig bewußt

und kam mit einer überaus glücklichen Wendung auf das Turnerfest in Frankfurt zu sprechen. Sie zauberte für einen Augenblick der ganzen Versammlung das Bild der riesigen Palästra vor die Seele, worin die Blüte deutscher Jugend sich tummelte, es war, als ob ein Hauch überschäumender Begeisterung durch den Saal flöge. Das Gesicht der Rednerin hatte sich leise gerötet, ihre Stimme entfaltete eine große Klangfülle, weihevoll wie die einer begeisterten Priesterin waren die ruhigen, vielsagenden Gebärden. Man fühlte, daß ihre ganze Seele in dieser aufrichtigen Beredsamkeit lag, man ahnte, daß ihr ganzes Leben der ihr heiligen Sache geweiht war, daß sie sich frei hielt von den Fesseln der Sinne, daß ihr verliebtes Getändel wie alles Gemachte widerstrebte, daß sie einfach und schlicht von Sitten dahinlebte, durch fortgesetzte körperliche Uebung gekräftigt und gehoben, daß sie ihrer Kunst die blühende Gesundheit, die klare Denkweise, den geraden feurigen Sinn verdankte. Als sie dann zuletzt ihren Zuhörern das Bild des alten August Ravenstein vorführte, der seinem Volk die erste Turnhalle gegründet hatte und in seinem Gefolge das der großen deutschen Turner, die für Millionen von Kindern zu Wohlthätern geworden sind, die Deutschlands Ruhm und Stolz bilden und von den Machthabern nach Verdienst gewürdigt würden, da brauste ein Beifallssturm durch den Saal, der die ganze Versammlung und sie selbst erschütterte. Sie mußte eine Pause machen, in der sich die Freundinnen zu ihr hindrängten, ihr die Hände drückten und unbändige Freude an den Tag legten.

Dann fuhr sie fort, und bis zum Schluß blieb ihr das Glück hold. Den Grundgedanken ihres Vortrags wieder aufnehmend, mahnte sie eindringlich alle Lehrenden, gleichzeitig mit dem Unterricht der Kinder Einfluß auf die Familien zu suchen. Den Lehrerinnen besonders legte sie diese Pflicht ans Herz, denn eine Frau könne noch wirksamer eintreten für ein Fach, womit sie selbst nicht an die Oeffentlichkeit treten könne, womit also jeder Verdacht des persönlichen Ehrgeizes ausgeschlossen sei.

„Wenden wir uns an die Mütter," schloß sie, „führen

wir ihnen vor Augen und lassen wir sie mit Händen greifen, welch wunderbare Erfolge die körperliche Ausbildung erzielt, Erfolge, die unzweifelhaft sind, weil sie mit der Unfehlbarkeit eines Rechenexempels eintreten. Ueberzeugen wir sie, daß die Gymnastik Kraft und Gesundheit bedeutet, und daß Kraft und Gesundheit Heiterkeit, Güte, Mut und Seelengröße bedeutet. Wo Ueberredung und Beweise nicht fruchten, verlegen wir uns aufs Bitten, nehmen wir ihnen mit liebevoller Gewalt die blutarmen, schwächlichen Kinder aus den Händen, erbetteln wir das Recht, ihre Kleinen vor Krankheit, Unglück und Tod zu bewahren. Ach, könnten wir die unbezähmbare Glut, die in uns lodert, auf sie übertragen! Vor allen Dingen aber lassen Sie uns an uns selbst glauben! Bestärken wir uns selbst in dem unerschütterlichen, felsenfesten Glauben, daß unsre Sache dereinst die Sache der ganzen Menschheit sein, daß eine neue Erziehungsweise die Welt umgestalten wird. Ich wenigstens glaube daran so unumstößlich wie an die Sonne, die uns leuchtet. Eine neue Erziehung, auf vervollkommneter Ausbildung des kindlichen Körpers beruhend, wird unsäglichem Elend vorbeugen, der Menschheit unzählige Schmerzen ersparen, Tausende von Lastern im Keim ersticken und ein Geschlecht hervorbringen, das an Sittlichkeit gewinnt, weil es an Kraft gewonnen hat, an Gerechtigkeit, weil es gut ist, und damit die Lösung der großen, sozialen und sittlichen Fragen, woran wir mit unsern kranken Gehirnen und erschöpften Kräften vergebens arbeiten. Ich, meine verehrten Kollegen, ich glaube an dieses kommende Geschlecht, das den großen Vorkämpfern der Gymnastik eherne Ehrenmale errichten wird, ich glaube daran, ich sehe es im Geist, ich grüße es, ich beuge mich in Ehrfurcht davor und ich möchte, daß Sie alle mit mir den höchsten und heiligsten Menschenruhm darin erblickten, für diese Kommenden zu leben und zu sterben!"

Diese Schlußworte entfesselten einen Sturm. Die ganze Versammlung erhob sich Beifall klatschend und jauchzend. Blaß und ermattet, wie sie war, mußte Maria Pedani noch dreimal die Rednerbühne besteigen und sich dankend verbeugen. Sie hatte die Schlußworte mit wahrhaft propheti-

scher Kraft der Begeisterung gesprochen, die in aller Herzen wiederklang und nachzitterte. Nachdem der Beifall verhallt war, wurde die Sitzung fortgesetzt, alle Turnfreunde auf den Galerieen und im Saal sammelten sich, allein die zwei oder drei Redner, die noch folgten, fanden kein Gehör mehr. Nach Schluß der Sitzung widerholte sich die Beifallsäußerung, und als Maria Pedani ihren Platz verließ, durfte sie durch ein Spalier lächelnder Gesichter und ausgestreckter Hände schreiten und ein betäubendes Durcheinander von Glückwünschen und Hochrufen über sich ergehen lassen.

* * *

Ein Mensch, der, ehe er in das ewige Dunkel eines unterirdischen Kerkers gestürzt wird, noch eine letzte Stunde wonniger Trunkenheit in einem Feenschloß genießen darf, das wäre ungefähr ein Gleichnis, um den Gemütszustand des armen Sekretärs zu bezeichnen, der dieser Rede und diesem Beifall gelauscht, das Antlitz der Geliebten erglühen und erbleichen, wie in Verklärung leuchten gesehen hatte. Als sie schwieg, sah er wie aus einem Traum erwacht um sich, und dann kamen urplötzlich sein Herzeleid und das Mitleid mit sich selbst derartig über ihn, daß er alle Kraft aufbieten mußte, um nicht in Thränen auszubrechen. Jetzt gerade hörte er sich von einer bekannten Stimme angerufen: „Herr Celzani!“ und als er sich umdrehte, sah er in das von tausend Fältchen zerknitterte, lächelnde Gesicht des Ritters Pruzzi, der unter seiner schief sitzenden Perücke vor Begeisterung glühte.

„Haben Sie's gehört?“ rief er, ihm die rundliche Hand hinstreckend. „Nun, was meinen Sie ... Turin kann sich sehen lassen mit seinen Lehrerinnen ... Hm? Man kann nicht behaupten, daß der Gemeinderat sein Geld schlecht anwende!“

Ob aus lauterer Begeisterung, ob von seinem Gewissen getrieben, das ihm wohl sagen mußte, wie sehr er den armen Sekretär in jener denkwürdigen Unterredung gepeinigt und hingehalten, wie er absichtlich die Vergangenheit dieses Mädchens in Nebel gehüllt hatte, genug, er strömte jetzt von

Lobpreisungen über, und hielt den Sekretär, der lieber fortgestürzt wäre, beharrlich an einem Rockknopf fest.

„Seit kurzem kenne ich auch die ganze Vergangenheit dieser Pedani,“ sagte er, „eine lange Reihe von verdienstlichen Handlungen. Dem Schulrat von Mailand hat sie den größten Dienst erwiesen, indem sie unerschrocken dem Widerstand eines aufrührerischen Dorfes standhielt. Man wollte nämlich dort keine von der Regierung eingesetzte Lehrerin haben und zwang sie auch, wieder fortzugehen. Aber sie kehrte unterm Schutz einer Bersaglieriwache zurück und behauptete sich, nachdem diese abgezogen war, mit bewundernswerter Festigkeit auf ihrem Posten. In der Gemeinde Camina hat sie sich bei einem Brand außerordentliche Verdienste erworben, und am selben Ort hat sie einen Jungen aus dem wilden Fluß gerettet, wofür sie eine Medaille erhalten hat. Heute hat sie wahrhaftig im Angesicht von ganz Italien unsrer Stadt Ehre gemacht, meinen Sie nicht?“ keuchte er. Nachdem er wieder zu Atem gekommen war, setzte er hinzu: „Ja, ja, ein Amt wie das meinige bringt viel Verdruß mit sich, man hat eine ungeheure Verantwortlichkeit zu tragen, aber hie und da wenigstens fühlt man sich für seine Mühen belohnt!“ Und mit einem Blick nach rückwärts in den halb geleerten Saal rief er noch einmal: „Bravo! Bravo! Bravo!“

Dem Sekretär lag sichtlich nicht viel an diesem Gespräch und er entzog sich dem redseligen Herrn. In halber Betäubung ging er die Treppe hinunter und stieß in der Eingangshalle auf einen dicht gedrängten Menschenknäuel. Sein Gefühl sagte ihm, daß Maria Pedani dessen Mittelpunkt bilde, und auf den Zehen stehend erkannte er auch wirklich die grünen Federn ihres Hütchens.

Während er sich noch bemühte, auch den Anblick ihres Gesichts zu erhaschen, vernahm er in seinem Rücken die Stimme des Lehrers Fassi, und als er sich umdrehte, sah er diesen mit entfärbtem Gesicht, wütend an seinem langen Schnurrbart zerrend, unter einem Häuflein seiner Getreuen stehen.

„Was hat sie denn eigentlich geleistet?“ fragte er

pathetisch. „Einfach die Lärmtrommel gerührt ... schöne Redensarten, Deklamation, aber im Punkt der Wissenschaft? Nichts, rein nichts!"

Dann bezichtigte er die Lehrerin wieder des Plagiats.

„Die Gedanken, davon will ich nicht reden," kreischte er, „aber die Satzbildung, die Worte, alles hat sie mir gestohlen, ohne es auch nur der Mühe wert zu finden, meinen Namen anzuführen ... ich sage Ihnen, Wort für Wort hat sie von mir, als ob sie's stenographiert hätte! Eine Unverfrorenheit ohnegleichen! Trau, schau, wen du in deinem Haus aufnimmst! Und sie wird jetzt sicherlich Carriere machen ... Sie werden ja sehen, was diese Wasserköpfe von Zeitungsschreibern faseln werden! Eine nette Welt von Scheuernpurzlern!"

Maria Pedani suchte sich indes freie Bahn zu schaffen, aber als die Schar der Bewunderer sich etwas gelichtet hatte, kam der Ingenieur Ginoni auf sie zu, drückte ihr ungestüm die Hände und rief: „Herrlich! Sie haben mich bekehrt ... mehr brauch' ich nicht zu sagen!"

Dann kam der alte Professor Padalocchi schleppenden Schritts herbei, um sie zu beglückwünschen, darauf der Direktor. Lange wollte es kein Ende nehmen, schließlich gaben ihr etwa zwanzig junge Lehrerinnen das Geleite, während andre ihr von fern nachsahen, und jetzt endlich konnte der Sekretär, selbst unbemerkt, ihr Gesicht sehen. Nie war sie ihm so schön, so strahlend, so herrlich erschienen. Unter dem schlichten enganliegenden Gewand schien jeder Nerv an ihr zu beben, als ob ein Schauer um den andern ihren Körper durchzitterte; ihre Wangen hatten sich wieder gefärbt mit jener zarten, gleichmäßigen Röte, die auf die Blässe großer Gemütsbewegungen zu folgen pflegt und gleichsam die Schamröte des Triumphs ist. Dabei lag ein Ausdruck echt weiblicher Herzensgüte auf ihren Zügen, wie ihn der Sekretär noch nie wahrgenommen hatte, und Augen, Mund, die ganze Erscheinung gewannen dadurch neuen, verführerischen Reiz. In Verzückung starrte er sie an, und ein seltsames, schmerzhaftes Gefühl erfaßte ihn dabei, als ob schon weite Fernen zwischen ihnen lägen, als ob er sie, durch

einen breiten Strom von ihr getrennt, auf dem Gipfel eines Bergs erblickte, von dem sie bald seinem Auge entschwinden müßte.

Als sie sich endlich mit ihrem Gefolge dem Ausgang zuwandte, schlüpfte Celzani hinter einen Pfeiler, von wo er Zeuge eines merkwürdigen Auftritts wurde. In dem Augenblick, als Maria unter dem Thorbogen trat, stürzte die Zibelli herbei, schlang schluchzend beide Arme um ihren Hals und küßte sie leidenschaftlich. Celzani konnte ihre Worte nicht recht verstehen, aber so viel drang wie durch einen Nebel an sein Ohr, daß sie sich besiegt, überwunden fühle, daß ihr Herz sie treibe, die Waffen von sich zu werfen und Verzeihung für irgend etwas zu erflehen. Maria küßte sie herzlich, und dann eilte die Zibelli, noch oft zurückwinkend, davon.

In ziemlicher Entfernung folgte der Sekretär den Damen auf der Straße. Maria ging langsam, die jugendlichen Lehrerinnen umschwirrten sie, als ob sie alle teilhätten an ihrem Triumph, vollführten ein fröhliches Gezwitscher, warnten ihre Königin vor entgegenkommenden Wagen und sahen jeden Vorübergehenden fragend an, ob er die Heldin des Tags auch bemerkt habe. Allmählich verabschiedeten sich einige, andre schlossen sich an, dann bog der zusammengeschmolzene Trupp in die Theresienstraße ein und ging auf der rechten Seite weiter, der arme Sekretär hinterdrein.

Ja, er wollte sie noch sehen, solange es möglich war, dann sein Bündel schnüren und abreisen. Wohin? Das wußte er selbst nicht, vielleicht nach Genua, um sich einzuschiffen. Gott würde sein Führer sein. Weit, weit fort von hier mußte er, um in harter Arbeit seine Leidenschaft zu bezwingen, um sie zu vergessen, wenn es möglich war, oder um doch minder darunter zu leiden. Zu dem verzweiflungsvollen Dasein, wie er es hier führte, reichte seine Kraft wahrlich nicht mehr aus. Nach dem Triumph, den er mit angesehen hatte, fühlte er sich noch erbarmungswürdiger, im Unglück erniedrigter als sonst, denn bisher war er sich eigentlich nur des äußern Unterschieds zwischen sich und der Geliebten bewußt gewesen, nun hatte er auch noch ihre

geistige Ueberlegenheit erkannt. Sie hatte sich auf den Gipfel des Ruhms erhoben und ihn dabei in den Staub getreten. In wenigen Jahren würde sie eine beliebte, gefeierte Persönlichkeit sein, vielleicht die Gattin eines schönen, bedeutenden, hochgestellten Mannes. Es erschien ihm mit einemmal als vermessene Thorheit, daß er ihre Hand begehrt, sie mit seiner Werbung belästigt, vor ihr auf den Knieen gelegen, ihr Kleid umklammert hatte. Und dann erwachte gerade die Erinnerung an diesen Augenblick wieder, wo sie die Arme um ihn geschlungen hatte, ihn vom Boden zu erheben, und machte sein Blut heiß aufwallen. Von fern verschlang er ihre Gestalt mit seinen Blicken. Bald ward ihm ihr Anblick durch einen Wagen, bald durch Menschen verdeckt, aber immer wieder tauchte sie vor ihm auf und erschien ihm jedesmal noch größer, noch herrlicher, noch triumphierender, um ihn immer tiefer in das verzweifelte Bewußtsein seines Nichts zu versenken.

Die Freundinnen begleiteten sie bis an das Hofthor; er blieb an der Straßenecke stehen. Dort wollte er sie für immer verschwinden, wie in einen Abgrund versinken sehen. Als er aber beobachtete, wie die Begleiterinnen sich von ihr trennten und sie allein ins Haus trat, faßte er, von einem unwiderstehlichen Bedürfnis nach einem Abschiedswort getrieben, einen raschen Entschluß.

Rasch lief er die Straße entlang, trat ins Hofthor und versteckte sich hinter der Thüre. Nun sah er sie die innere Hausthüre öffnen und mit langsamen Schritten die Treppe hinaufsteigen, wobei sie manchmal hinter sich blickte, als ob sie etwas vermißte oder es bereute, ihre Gesellschaft verlassen zu haben. Es machte den Eindruck, als ob sie nach dem lärmenden Triumph unter Menschen nur mit Widerwillen die düstere Treppe hinaufstiege in ihre einsame Behausung.

Ganz leise, auf den Zehenspitzen schlich er ihr nach. Im zweiten Stock angelangt, konnte er aber nicht mehr an sich halten und eilte vorwärts. Sie drehte sich beim Geräusch seiner Schritte um, und sie standen sich im Halbdunkel Aug' in Auge gegenüber, sie eine Stufe höher stehend als er.

„Herr Celzani?“ sagte sie fragend.

Da brach ein schluchzender Laut aus seiner beklommenen Brust und er flüsterte mühsam: „Ich möchte Ihnen lebewohl sagen!“

Noch hatte er nicht ausgesprochen, als er eine kräftige Hand auf seinem Nacken und zwei glühende Lippen auf den seinigen fühlte. Wie von einem Wirbelsturm in die Unendlichkeit des Paradieses hineingetragen, konnte er in wahnsinniger Seligkeit nur den Schrei ausstoßen: „Barmherziger Gott!“

Im Schülerbuchladen.

Armer Märtyrer! Jedesmal, wenn ich lachend in seinen Laden getreten war, ging ich voll Bewunderung und Mitleid hinaus.

Seine Buchhandlung, oder richtiger gesagt seine Folterkammer, befand sich an einer Ecke der Giustistraße, dicht neben der städtischen Schule Norberto-Rosa und unweit eines andern, ähnlichen Geschäfts, das hauptsächlich für die Elementarklassen eingerichtet war und ihm die jugendliche Kundschaft mit verruchter Habgier streitig machte.

Es war die richtige Schülerbuchhandlung, das heißt ein wunderliches Sammelsurium der verschiedensten Dinge, eine Auswahl niedlicher, zierlicher, nützlicher, unbrauchbarer und abgeschmackter Gegenstände, ein Kunterbunt, wie es dem in den Köpfen der Käufer entsprechen mochte. An einem großen, nicht sehr reinlichen Schaufenster lagen zwischen Grammatiken und Rechenbüchern in malerischer Unordnung geöffnete Federkästchen, Porzellannäpfchen mit buntem Streusand zwischen Zirkeln und Rotstiften, Blätter und Stiele zur Herstellung künstlicher Blumen, bunte Bilderbogen mit Soldaten aller Regimenter darauf, Süßholzstangen, kleine Gebetbücher und Marbeln. Auf der inneren Glasscheibe war mitten unter Holzschnittbildern des Papstes und König Humberts ein buntbemaltes Kärtchen mit der Unterschrift: „Das neue Gondelspiel" angeheftet, und darunter hing eine blecherne Tafel mit der in großen Buchstaben prangenden Inschrift: „Unzerstörbares Schülerreißzeug".

Zwischen einem bunten Allerlei von illustrierten Kalendern, grellfarbigen Gratulationskarten und ausgefransten Briefbögchen mit Blumen und Vögeln, Vorlagen für Häkel- und Stickarbeiten tauchten in vergilbten Exemplaren einige litterarische Seltenheiten wie Gozzis „Osservatore“, Manzonis „Die Verlobten“, „Meine Gefängnisse“ und „Franklins Leben“ auf, die Gott weiß wie viele Jahre dagelegen haben mochten und traurig gealtert hatten. Dieser Blütenlese der Litteratur wurde durch eine Sammlung von plebejischen dicken Bändchen in prahlerischen Umschlägen die Krone aufgesetzt — dieser Teil der Bibliothek war für die Dienstmädchen bestimmt, die zur Begleitung der Kinder mitkamen, und enthielt: „Der wahre Zauberschlüssel“, „Die piemontesische Köchin“, den „Liebesbriefsteller“ und durchaus angemessenerweise auch, mit großen Buchstaben hervorgehoben, den „Soldatenkatechismus“. An der vorderen Scheibe war dann noch ein geschriebener Zettel festgeklebt mit der Mitteilung: „Hier werden Briefmarken aller Länder gesucht und verkauft.“

Das Lädchen war klein und düster; im Hintergrund, der Thüre gegenüber, stand der lange, schmale Ladentisch, der für den Buchbinder und seine Frau die Schutzwehr gegen die Anfälle der Schülerbanden bildete.

Auch der Buchbinder selbst war eine nicht minder charakteristische Erscheinung als seine Bude: ein kleines, etwas buckeliges Männchen von etlichen fünfzig Jahren, mit einem breiten, bartlosen, blassen Gesicht, das einem kränklichen Koch angestanden hätte, reizbar, aber herzensgut, mit vier Haarborsten auf der Stirne, einer starken Brummbärenstimme, die allezeit drohend klang, während der Mann in Wahrheit eine unerschöpfliche Geduld besaß.

Mein erster Besuch dieses Geschäfts ist mir unvergeßlich. Ich war hineingegangen, um einige Fragen über sein Geschäft an den Besitzer zu richten, und zwar kurz vor der Schulstunde, also zur Zeit, wo die Kunden in Masse herbeiströmen.

„Ein gequältes Leben, nicht wahr?“ sagte ich zu ihm.

Der arme Mann brauchte mir keine Antwort zu geben, das besorgten drei stürmische kleine Kunden, die mit dem Kinn gerade auf den Ladentisch reichten und nun alle drei

zugleich, wie wenn sie vor der Thüre ein Terzett einstudiert gehabt hätten, ihre Wünsche kundthaten.

„Geben Sie mir ein blauliniertes Heft ohne Falz; ein Heft mit roter Ueberdecke, Linien Numero drei; außen muß die Ausstellung drauf sein, und dann geben Sie mir auch eine Stahlfeder, so eine mit einem Buckel, aber es darf keine sein, die spritzt, Sie müssen sie vorher probieren."

„Ich will ein Heft, liniert, Numero zwei, mit einer gelben Ueberdecke und dem Bild der Königin Margherita, und ein Blatt Zeichenpapier, aber es muß sauberer sein, als das letzte, und einen roten Zeichenbleistift um zwei Soldi, aber gut muß er sein und Sie müssen ihn mir auf beiden Seiten spitzen."

„Mir geben Sie einen Radiergummi um zehn Soldi, aber keinen, der gleich zerbröckelt, wie der, den ich vorige Woche gekauft habe, und wo mein Papa gesagt hat: ‚Man sollte es gar nicht glauben, wie die Leute betrügen,' und auch ein weißes Lineal um einen halben Franken und einen Bilderbogen mit Bersaglieri im Laufschritt."

Der Buchbinder kreuzte die Arme über der Brust und sagte wutschnaubend: „Seid so gut und bringt eure Unverschämtheiten der Reihe nach vor," worauf alle drei gleichzeitig von vorne anfingen.

Jetzt ließ der Mann seiner Gewohnheit nach einen langgezogenen leisen Pfiff ertönen, der ungefähr heißen mochte: „Herr erbarme dich meiner!" und ein sicheres Anzeichen war, daß es mit seiner Geduld auf die Neige ging — er hatte heute schon siebenundzwanzig solcher Kunden bedient! Die Frau wurde zu Hilfe gerufen, und sie packte zwei von den Jungen einfach an der Schulter und zog sie zurück, damit der dritte ein Solo singen könne. Auf diese Weise gelang es wirklich, nach und nach die drei Herrchen zu bedienen, worauf der vielgeplagte Mann sich mir zuwandte und mir sein Herz ausschüttete, wobei es unendlich komisch war, daß er die Knirpse wie Männer beurteilte.

Sie waren, seinem Ausspruch nach, Menschen voller Anmaßung und ohne alle Gewissensregungen; in der Schule, zu Haus möglicherweise Kinder, im „Geschäftsverkehr" aber so gewitzt, wie wenn sie vierzig Lebensjahre auf dem Rücken

hätten. Sein Gewerbe war dazu angethan, Leib und Seele aufzuzehren. An hundert Schreibheften fünf Soldi verdienen und dazuhin noch die Konkurrenz eines Nachbars bekämpfen, der ihm schon die halbe Kundschaft abgejagt hatte, weil er die Hefte zu fünf Centimes gab und obendrein noch eine Zitternadel und ein Blatt Löschpapier beilegte, wodurch er genötigt war, dem Heft, der Zitternadel und dem Löschblatt noch ein Abziehbildchen als Zugabe beizufügen; mit einer unwissenden, ungehobelten Kundschaft verkehren, die eine ans Wunderbare grenzende Warenkenntnis im Schreibmaterialiengeschäft habe und darin von einer berufsmäßigen Spitzbüberei sei, ja das sei ein Jammerdasein, eine Gelegenheit zum Wahnsinnigwerden, wovon ich mir keinen Begriff machen könne. Ein Hundegeschäft, denn „Hunde sind's", war sein Kehrreim, „und", schloß er, „auf Ehrenwort, ich würde lieber einen Buchladen bei den Galeerensträflingen haben — so da kommt schon wieder einer."

Der Junge, ein hübscher Flachskopf mit einer schief aufs Ohr gesetzten roten Mütze, trat vor den Ladentisch, den er gerade mit der Nasenspitze erreichte, und sagte im Ton eines schlechtgelaunten Feldwebels: „Ein Soldoheft, Papier Numero zwei."

„Hast du einen Soldo?" fragte der Buchbinder.

Der Junge schleuderte seinen Soldo auf den Tisch.

„Weißt du auch gewiß, daß es Numero zwei sein soll?"

„Ich habe zwei gesagt."

„Da ist das Heft."

„Geben Sie mir auch die Zitternadel und das Abziehbild."

„Da sind die Zitternadel und das Abziehbild."

„Ich will auch ein großes Blatt Löschpapier haben."

„Ein großes kann ich nicht geben, nur ein halbes."

„Dann nehme ich meinen Soldo wieder."

Der Buchbinder ließ seinen klagenden Pfiff ertönen und sagte leise zu mir: „Was soll ich anfangen? Er zwingt mich, ihm's zu geben, denn thu ich's nicht, so schimpft er in der ganzen Schule herum und bringt mich um ein halbes Dutzend Kunden."

Und er gab ihm das große Blatt.

„So,“ fuhr das Bürschlein fort, „jetzt noch vier grüne Oblaten.“

„Eine Ohrfeige werde ich dir geben, du unverschämter Straßenräuber!“ brüllte der Buchbinder. „Du möchtest mit einem Soldo meine Ehrlichkeit in Versuchung führen? Scher' dich hinaus, oder ich jag dich mit Fußtritten davon.“

„Haben Sie's gehört?“ fragte mich der arme Meister, als der Junge hinausgeschlüpft war. „Was für ein Diebsgesindel!“

Aber diese waren noch goldig im Vergleich mit andern. Es gab welche, die einfach Drohungen ausstießen; gestern war einer dagewesen, der zu seinem Heft noch eine kleine Schachtel mit gebrauchten Stahlfedern verlangt hatte, wie er sie im andern Buchladen bekomme, und der auf seine Weigerung gesagt hatte: „Drei Bänke in der Schule kommandiere ich — um drei Bänke kann ich Sie bringen, wissen Sie das?“

Dann gab es Jungen, die aus verdammter Eitelkeit, ihre winzige Handschrift zu zeigen, ein ganz eng liniertes Heft kauften, und wenn der Lehrer ihnen verbot, solche zu gebrauchen, das Heft mit schon beschriebenen Blättern zum Umtausch brachten. Weigerte sich der unglückliche Buchbinder, auf diesen Handel einzugehen, so stimmten sie ein Geheul und Geschrei an, daß die Vorübergehenden auf dem Fußsteig stehen blieben und ein Straßenauflauf entstand. Unter anderm gab es auch jugendliche Gauner, die ihren Soldo zum Zuckerbäcker trugen und dann ihr Heft auf Borg haben wollten; sie hätten den Soldo zu Hause verlegt, und da diesen Morgen ein Examen stattfinde, bäten sie den Meister, es ihnen zu geben, und versicherten mit heiligen Eiden, den Soldo morgen früh bringen zu wollen, um sich dann mit ihrem Raub auf Nimmerwiedersehen zu verziehen.

„Und das Allerschlimmste ist, lieber Herr, wie sie sich die Examenstage zu nutze machen! Da kommen sie zu sechs oder sieben hereingestürmt, werfen alles durcheinander, reißen Hefte und Bleifedern an sich, ohne sie zu bezahlen, und balgen sich noch darum. Wir sollten unsrer zehn hinter

dem Ladentisch stehen und einen Aufseher an der Thüre haben. Ich sage Ihnen, mir nagt's am Leben . . . die verfluchte Karbolsäure!"

Mit diesen Worten hielt er sich das Tuch vor die Nase, denn eben war ein zierlich gekleidetes Schulmädchen eingetreten, das von den Eltern aus Angst vor der Cholera täglich geschwefelt und mit Karbolsäure begossen wurde.

„Sie verpesten mir auch noch den Laden!" stöhnte er, sobald er wieder aufatmen konnte. „Kommen Sie nur wieder, wenn Sie die ganze Musterkarte kennen lernen wollen — Hunde sind's, ja, es sind Hunde!"

Als ich nach ein paar Tagen wieder in den Laden trat, fand ich meinen Freund mit einem Gesichtsausdruck, als ob ihm alle Zitternadeln, die er heute schon als Zugabe zu den Heften verteilt haben mochte, im Fleisch stäken. Er hatte ein Scharmützel mit dem Vater eines Jungen gehabt, der ihm vier Soldi schuldig geblieben war.

„Sie behaupten, mein Sohn habe Sie nicht bezahlt?" hatte der Vater, der mit mordlustiger Miene in den kleinen Laden hereingestürzt gekommen war, ihn angeschrieen. „Und ich habe ihm doch jedesmal seinen Soldo für ein Heft mitgegeben!"

„Den ich kein einziges Mal erhalten habe."

„Mein Sohn lügt nicht! Wägen Sie Ihre Worte wohl — ich werde Schritte thun."

Der Aermste war noch ganz aus dem Häuschen, als er mir die Scene schilderte, da streckte ein Junge die Nase zur Thüre herein und fragte mit heiserer Stimme: „Kaufen Sie eine Boliviabriefmarke?"

„Scher' dich zum Henker!" war die Antwort.

„Hunde sind's," fuhr er fort, „und da muß man mit ansehen, daß ihnen die Eltern noch die Stange halten. Die allerkleinsten Krabben von der Vorschule kommen und kaufen die Bilderfibel. Nun weiß man ja, was sie für ein Talent haben, ihre Bücher zu Grund zu richten; aus lauter Hast, gleich den Elefanten oder den Löwen zu sehen, fahren sie mit allen fünf Fingern zwischen die unaufgeschnittenen Blätter und reißen sie auseinander, wie wenn's Wischlappen wären.

Wie so ein Buch dann aussieht, können Sie sich vorstellen; was Sie sich aber schwerlich träumen lassen, ist, daß die Herren Eltern andern Tags im Laden erscheinen und mir sagen: ‚Was für eine schandbare Scharteke haben Sie meinem Söhnchen aufgehängt?‘ Da, sehen Sie nur mit eigenen Augen, mein Herr, was für Bücher diese Bälge mir zum Binden bringen!“

Dabei hielt er mir ein Lesebuch unter die Nase, das mich wirklich lachen machte. In meinem ganzen Leben hatte ich noch kein derart zugerichtetes und mißhandeltes Bändchen gesehen und würde nie geglaubt haben, daß kindliche Klauen und Nasen durch gemeinsame Arbeit so etwas zu stande bringen könnten; das Buch sah ungefähr aus, wie wenn eine Katzenfamilie in einem Kohlenschuppen damit Fangball gespielt hätte.

„Und da verlangen sie, daß ich es wieder ‚wie neu‘ machen solle,“ stöhnte der Buchbinder mit seinem Klagepfiff, „begreifen Sie das? Und wenn sie's abholen, sind sie im stand, mir ins Gesicht zu sagen, ich hätte es beschmutzt! O diese ruchlose Bande! Ist das auch ein Handwerk für einen Christenmenschen?“

Mittlerweile löste ein Kunde den andern ab, und die Frau bediente sie alle. Es kamen kleine Mädchen aus dem Volk mit Maskenstimmchen und modernen Frisuren, zierlich gekleidete Miniaturdämchen, Gassenjungen, das ganze Gesicht mit Tintenklecksen tätowiert, große langbeinige Krabben aus Quarta, zehnjährige, modische Jüngferchen, die süße und herausfordernde Blicke um sich warfen; man kaufte ein halbes Buch Briefpapier, ein Porzellanfigürchen, ein Pistölchen um einen Soldo, ein Einmaleins. Ein naseweises Dirnchen aus der dritten Klasse ließ sich das Abziehbild zweimal umtauschen, weil sie die Figuren nicht „interessant“ fand, ein Käufer mit verbundenem Kopf zählte vier abgegriffene Centimesstücke auf den Tisch, und es kostete ihn dann große Mühe, in seiner Tasche das fünfte zu finden, das sich unter lauter Kastanienschalen verkrochen hatte. Einer von den Allerkleinsten hielt das Fäustchen mit dem Soldo krampfhaft in der Luft, wußte aber nicht mehr, was er kaufen sollte,

und der arme Buchbinder mußte ihm geduldig die Namen von zehn oder zwölf Artikeln auffagen, bis man glücklich auf den richtigen stieß und er den Kunden mit seinem Segen entlassen konnte. Ein andrer, mit einer Schnauze, die man nicht hätte gemalt haben mögen, und wär's von Michetti, legte einen Soldo auf den Tisch und ging dann in der Zerstreuung ohne seinen Einkauf hinaus, um gleich darauf in sittlicher Entrüstung, als ob man einen Raub an ihm verübt hätte, wieder hereinzustürzen und entsetzlich zu brüllen: „So — und das Heft, das ich bezahlt habe? Und mein Soldo, der Soldo, den Sie mir genommen haben?"

Dann kamen auch Ordnungsliebende, die alte Schulden zu bereinigen hatten, ihre vier Soldi auf den Tisch zählten und hochmütig sagten: „Da sind die vier Soldi, jetzt merken Sie sich aber, daß ich alles bezahlt habe!" worauf sie noch eine Weile stehen blieben, als ob sie eine Quittung erwarteten. Der Buchbinder schnaubte vor Wut, ließ seinen Pfiff mehr als einmal ertönen und hielt sich beim Sprechen die geballte Faust vor den Mund, als ob er sagen wollte: „Ach, wenn ich euch mit der bedienen könnte!" — der arme Teufel, und er war doch nicht im stande, auch nur einen Nasenstüber auszuteilen! Einmal zündete er ein Licht an, um ein halbes Frankenstück, das ihm ein Kunde von verdächtigem Ruf gegeben hatte, genau zu prüfen.

„Ich muß auf meiner Hut sein," erklärte er mir, „denn sie haben mir schon kunstvoll zurechtgemachte Bleiknöpfe als halbe Franken gegeben. Hunde sind's! — Was willst denn du?" fragte er einen kleinen Halsabschneider, der eine kühne Hahnenfeder auf der Mütze trug.

„Ein grünes Heft mit der ‚Harfenspielerin' darauf."

Der Buchbinder legte ihm das grüne Heft mit der Harfenspielerin hin, doch der Junge schob es verächtlich zurück und sagte: „Das hab' ich ja gar nicht verlangt."

„Das hast du nicht verlangt?" fragte der Buchbinder, die Arme übereinanderlegend.

„O nein," versetzte der Schlingel mit der größten Unbefangenheit von der Welt, „ich habe ganz deutlich ein blaues Heft mit dem Emanuel Filiberto-Denkmal verlangt."

Der Mann ließ die Arme sinken und sah mich an. Nachdem er den Jungen zufriedengestellt hatte, rief er aus: „Ist man da nicht sprachlos? Haben Sie je den Stiel in einer so unverschämten Weise umkehren sehen? Ich habe ja wahrhaftig in meinem Gewerbe schamloses Gelichter genug kennen gelernt, aber solch eine Unverschämtheit ist mir doch, so wahr Gott lebt, noch nicht vorgekommen!“

Nachdem er einem andern Spitzbuben eine unmögliche Forderung abgeschlagen und dieser dafür im Hinausgehen die Zunge gegen ihn herausgestreckt hatte, sank der geplagte Mann auf einen Stuhl, fuhr mit beiden Händen zwischen die vier Haarborsten und stöhnte in Seelenpein. Der morgendliche Dienst war erledigt.

Arme, gequälte Seele! Im Lauf des Jahres sprach ich noch manch liebes Mal bei ihm vor und hatte Gelegenheit, alle Leiden dieses erbarmungswürdigen Gewerbes kennen zu lernen. Im Winter bereitete ihm der Schnee die größte Not; die geehrte Kundschaft trug ihn an ihren Holzschuhen herein, klopfte die Mäntel und ruppigen Hütchen vor seinem Tisch ab und verwandelte das ganze Lädchen in eine Pfütze. Im Sommer kamen sie aus Feld und Wald herbei, stülpten, um Raum für ihre Einkäufe zu gewinnen, die Taschen um und streuten Erde, Sand und allerlei Unkraut auf dem Boden umher, und in diesen tragbaren Landschaften zappelten lebendige Grillen und sterbende Eidechsen, die seiner Frau Entsetzensschreie entlockten. Um die Weihnachtszeit begann die Folter der bemalten Briefbögchen für die Neujahrsglückwünsche; niemals waren die Rangen mit den Bildchen zufrieden, und jeder brauchte mindestens eine halbe Stunde, bis er seine Wahl getroffen hatte; nicht wenige hatten die Unverfrorenheit, dem Aermsten nach mehreren Tagen das halb beschriebene Blatt zurückzubringen, weil man „zu Hause“ gefunden habe, es sei häßlich! Zu Neujahr folgte dann die Landplage der Neujahrsgeschenke, der „barbarische“ Brauch, all diese Missethäter, die sich seine Kunden nannten und wie eine Sündflut aus allen Winkeln und Enden von Turin herbeigeströmt kamen, mit Schreibfedern, Briefmarken oder Lineälchen zu beschenken. Halb-

dutzendweise stellten sie sich ein; Fratzen, die er in seinem Leben nicht gesehen hatte, deren Ansprüche aber haarsträubend waren.

„Ihr seid noch nie bei mir gewesen,“ sagte er.

„Wir kaufen immer bei Ihnen!“ schrie der Chor.

„Ihr seid eine Gaunerbande!“ brüllte er.

„Hüten Sie sich, so was zu sagen,“ kreischte die liebe Jugend.

Und dann wagte er einen unvorhergesehenen Ausfall und fuhr mit einem Lineal unter die Rotte, die kreischend hinausflüchtete, sich draußen aufstellte, lange Nasen machte, sich die geschlagenen Backen rieb und ihn mit Ehrentiteln wie: „Schmierfink!“ „Papierlump!“ „Fliegenfänger!“ bedachte, bis der Unglückliche, vor Wut erstickend, hinaustrat und sie mit dem Ruf: „Hunde seid ihr! Diebe seid ihr! Ich rufe die Polizei!“ verscheuchte. Dann trat er ganz erschöpft herein, verschanzte sich hinter seinem Ladentisch, sank auf einen Stuhl und stöhnte: „Ich stecke mit eigener Hand die Bude in Brand! ’s ist unmöglich, so weiter zu leben! Sie ziehen mir die Haut ab! Mit mir ist’s aus!

Mitunter machte ich mir den Spaß, ihm zu widersprechen, wenn er sich in dieser Weise über „die Hoffnung des Vaterlandes“ erging, oder ihn mit Gründen zur Ergebung zu überreden.

„Sie thun unrecht, sich die Galle von diesen Jungen erregen zu lassen, betrachten Sie sich die Dinge lieber unter folgenden drei Gesichtspunkten: entweder sind diese Jungen besser, als wir in ihrem Alter waren, dann haben wir Grund, uns zu freuen, oder sie sind gerade so, dann haben wir kein Recht, sie zu schmähen, oder aber sie sind schlimmer, dann haben wir Ursache, an unsre eigene Brust zu schlagen, denn schließlich ist’s unser Blut, das sie in den Adern haben, und die Streiche, die sie uns spielen, sind das Ergebnis unsrer Erziehung — dieser Erkenntnis können wir uns nicht verschließen.“

Auf solche Vorstellungen ging er so wenig ein, als ob ich ihm auf arabisch gepredigt hätte; er wiederholte nur immer: „Hunde sind’s“ und so weiter.

Das Ergötzlichste war aber immer der Sprachschatz, der ihm zur Verfügung stand, wenn von der „holden Jugend“ die Rede war. Seiner Ansicht nach zeigt unser Strafgesetzbuch eine klaffende Lücke. Er erging sich weitläufig über die Schwierigkeit und das außerordentliche Verdienst, im Verkehr mit „solchen Leuten“ selbst ein ehrlicher Mann zu bleiben. Da gab es Jungen, die ihm Betrug jeder Art zumuteten; Jungen, die ihm Bücher im Wert von zehn oder fünfzehn Franken, die sie zu Haus gestohlen hatten, um einen halben Franken zum Kauf anboten.

Und er kannte „Kollegen“, die sich das zu nutze machten, aber er, er konnte seine Hände in Unschuld waschen, er war mitten unter den Räubern ein ehrlicher Mann geblieben, den keiner der Uebelthäter je mit sich auf die Anklagebank ziehen würde. Erst letzte Woche zum Beispiel war ein kleines Mädchen bei ihm gewesen, um für zehn Franken „Ueberraschungskärtchen“ zu kaufen; die zehn Franken hatte sie jedenfalls der Mama entwendet, und er hatte sie mit einer Strafpredigt heimgeschickt, die ihr für acht Tage den Appetit verdorben haben mochte. Besonders komisch war es, ihn über die Originale sprechen zu hören, mit denen er verkehren mußte, über die unruhigen Köpfe, die ihm mit tausenderlei Winkelzügen, Tauschhandel, Anleihen, kleinen Pfändern, Abschlagszahlungen, Schleichhandel, die Gedanken verwirren wollten und ihr Gewerbe mit der Sachkenntnis und Durchtriebenheit alter Makler betrieben, daß er manchmal ganz verblüfft und beschämt über seine eigene Dickköpfigkeit war. Er kannte gewisse Duckmäuser, gewisse teuflische Gauner, an die zu denken Alpdrücken machte und die eine fortwährende Gefahr für sein Geschäft bildeten. Von solchen sprach er mit einer gewissen Mischung von Abscheu und Bewunderung, wie etwa ein Finanzkünstler von einem gewaltigen Nebenbuhler, mit dem er ringen, von dessen Seite er immer eines unvorhergesehenen gewaltigen Schlages gewärtig sein muß.

„Dieser,“ vertraute er mir mit gedämpfter Stimme, „ist geriebener als ich, als Sie und als alle Buchhändler von Turin miteinander, der würde mir in vier Wochen das ganze

Geschäft zu Grunde richten, wenn ich nicht auf meiner Hut wäre!" Dann folgte ein tiefer Seufzer und der Kehrreim: „Hunde sind's, Hunde . . ."

Mitunter, aber äußerst selten, kamen auch heitere, himmelblaue Tage, wo er nach dem unvermeidlichen Erguß über die Schlechtigkeit der „Hunde" einige Ausnahmen gelten ließ — es waren Tage, wo er etwas freier atmen konnte.

„Allerdings," räumte er dann großmütig ein, „es gibt auch unter diesem Gesindel Ehrenmänner, gewissenhafte Leute, die nicht im stande wären . . . Manche haben auch ein Herz; es gibt Jungen, die ihre Taschen auf meinem Tisch ausleeren, um armen Mitschülern Bücher und Papier zu kaufen. Letzte Woche war ein Bürschchen von sieben Jahren da, das sich ein Pappdeckelmodell von der Basilika Superosa kaufen wollte, da sah es einen Bettler hereinkommen, warf ihm seinen Franken in die Mütze und ging mit leeren Händen davon. Vor drei Jahren, am Sankt Gaudentius-Tag, da haben mir drei Jungen aus der Vorklasse einen Blumenstrauß gebracht. Nein, nicht alle sind schlecht — auch unter den Sträflingen auf den Galeeren gibt es Leute, die keine Schurken sind."

Dieses Zugeständnis war das Aeußerste von Nachsicht und Menschenliebe, wozu er sich hinreißen ließ, aber am Tage darauf platzte ich in seinen Laden herein, als gerade vor seiner Thüre feindselige Kundgebungen laut wurden, deren Urheber in Ermangelung von Visitenkarten Apfelbutzen und zerkaute Mispeln auf seinem Tisch hinterlassen hatten. Heute zog er natürlich auch die ehrenwerten Ausnahmen in Abrede; das heranwachsende Geschlecht war eine Sturmflut von Schlechtigkeit, Italien mußte zu Grunde gehen, im Juli werde sein Laden geschlossen sein, denn seine Gesundheit sei so erschüttert, daß er höchstens noch ein paar Monate zu leben habe. Zum Schluß folgte dann ein so lang gezogener Pfiff, als ob seine Seele darin aus dem Körper entweiche.

Der letzte Auftritt, dem ich in dem Lädchen beiwohnte, war unbezahlbar. Ein Junge aus der vierten Elementarklasse trat herein; er hatte ein verschmitztes Gesicht und wurde mit großem Mißtrauen empfangen.

„Der will mir einen Possen spielen,“ flüsterte mein Freund mir zu. Der junge Taugenichts war ihm nur zu gut bekannt; gestern waren sie wegen eines Tafelschwämmchens hintereinander gekommen.

Der Junge trat an den Ladentisch, legte einen Soldo darauf und sagte laut und deutlich: „Geben Sie mir einen Viehbogen.“

Der Buchbinder sah ihn einen Augenblick von der Seite an und war sichtlich überzeugt, daß hinter diesem Verlangen eine Beleidigung stecken müsse, aber der Junge verzog keine Miene, überdies hatte er sich ganz einfach des Ausdrucks bedient, der für bemalte Bilderbogen mit den gewöhnlichen Haustieren darauf unter der lieben Jugend gäng und gäbe war.

Während er in den Fächern nach dem Gewünschten suchte, ließ der Buchbinder seinen Kunden nicht aus den Augen und bot ihm dann schweigend das Blatt.

„Ist der Esel drauf?“ fragte der Knabe.

Der Buchbinder zitterte, aber er hüllte sich in würdevolles Schweigen.

Der Junge nahm das Blatt und ging.

Jetzt begann mein armer Freund den Soldo umständlich zu untersuchen, wobei er ihn sorgfältig zwischen den Fingerspitzen am Rand hielt.

„Ich muß mir ihn genau ansehen,“ bemerkte er, „denn mitunter tauchen sie ihre Münzen aus Bosheit vorher in den Schmutz.“

Dann ging er vor den Ladentisch und betrachtete prüfend den Fußboden.

„Manchmal streuen sie Knallerbsen herum, und das gibt einen Höllenlärm, wenn meine Frau drauf tritt.“

Jetzt wurde die Vorderseite des Ladentisches untersucht, denn, wie er sagte, hatten sie ihm schon öfter, während er seine Waren herbeiholte, einen großen Eselskopf aus rotem Papier angeklebt und waren dann mit ganzen Rotten von Kameraden unter die Thüre gekommen, um Unfug zu treiben. Auch am Ladentisch war nichts zu entdecken; damit beruhigte sich mein Freund aber nicht, sondern trat unter die Thüre.

„Er hat auch nicht an die Scheiben gespuckt,“ sagte er halb verwundert, halb erleichtert, sofort aber stieg ein neuer Verdacht in ihm auf, und er ging vollends auf die Straße hinaus, wo aber gleichfalls nichts Verdächtiges zu entdecken war.

„Ich habe mir nur den Fußsteig angesehen,“ bemerkte er wieder eintretend. „Es kommt nämlich vor, daß sie beim Hinausgehen mit Kohle: ‚Diebsbude‘ oder so was hinschreiben, was mein Geschäft in schlechten Ruf bringt. Begreifen Sie jetzt, was für ein Leben ich führen muß? Ach, lieber im wilden Wald unter den Banditen, als unter diesen Kanaillen aushalten.“

Aber schon mußte er den Kampf mit einem andern Jungen aufnehmen.

Das Jüngelchen ein winziger Dreikäsehoch, hatte zwei Bleistifte und um vier Soldi Abziehbilder gekauft und verlangte jetzt nicht nur, daß ihm der „Buchhändler“ die Bleistifte auf beiden Seiten spitze, sondern auch, daß er ihm sämtliche vierundzwanzig Figuren, eine neben die andre, auf einen Bogen Papier klebe.

Es verging einige Zeit, ehe ich den geplagten Mann wiedersah, ich wußte aber wohl, daß ihn neues schweres Unheil betroffen hatte. Ein Zeitungsverkäufer hatte dem Lädchen gerade gegenüber seinen Stand errichtet, führte gleichfalls Schulbücher und Schreibmaterialien, und zwar verkaufte „der verruchte Räuber“ zu solchen Schleuderpreisen und verteilte derartige Zugaben, daß jeder ehrliche Mann wissen mußte, er könne seine Ware nicht auf rechtmäßige Weise erworben haben, und daß er dem armen Buchbinder derart schade, daß er binnen sechs Monaten auf dem Stroh liegen werde. Im Lauf des Jahres sah ich diesen nur Ende Juni noch einmal; ich traf ihn mitten auf der Straße stehend, regungslos und in tiefen Gedanken das Schulhaus anstarrend, dessen düstere Mauern die vielen verlorenen Seelen, die Plagegeister und Zerstörer seines Lebens umschlossen und nur noch wenige Minuten gebannt halten würden, denn es fehlte nicht mehr viel, so mußte es zwölf Uhr schlagen. Nachdem ich mir den in Gedanken Versunkenen eine Weile betrachtet

hatte, trat ich auf ihn zu; in diesem Augenblick fingen die Jungen an herauszustürmen und erfüllten die ganze Straße wie ein Wildbach. Leben, Geräusch und Jugendübermut ergossen sich nach allen Seiten, es klang wie das Gezwitscher eines dem Garn entronnenen Vogelschwarms. Ich grüßte meinen Freund und sah mir an seiner Seite dies alte und doch ewig neue und fesselnde Schauspiel an, das unser Herz immer mit unbewußten, unklaren Hoffnungen erfüllt, und es kam mir vor, als ob auch dieser arme Märtyrer nicht ganz gleichgültig dagegen bliebe; ich hatte das Gefühl, als ob seine gewohnheitsmäßig finstere Miene einem leisen Staunen und einer gewissen Rührung zum Deckmantel diene, als ob unter ihrem Schleier die Verzeihung aufleuchte.

„'s ist doch schön, nicht wahr?" sagte ich, auf die ungestüme Schar deutend.

Aber statt ihm die Aeußerung seiner geheimen Gefühle zu entreißen, setzte meine Frage nur sein Mühlwerk in Gang.

„Ja, ja, wenn man sie so sieht, sind sie gar nicht übel," erwiderte er mit seiner brummigen Stimme, die gleichwohl etwas milder klang als sonst. „Aber im Geschäft, wenn man mit ihnen zu thun hat" — der Zorn schüttelte ihn — „da lernt man sie kennen! Möchte gern sehen, ob sie Ihnen da auch gefielen, mein Herr."

Und mir den redlichen Buckel zukehrend, trat er in seine Folterkammer.

Dort habe ich ihn vor etwa zwei Monaten zum letztenmal begrüßt. Es war vor Schulanfang, und ich hatte im Vorübergehen in seiner Auslage mitten unter den Fibeln und Kreiseln ein gelbes Büchlein entdeckt, das mich nahe anging und für dessen Vertrieb ich ihm danken mußte.

„Ei, ei, Sie führen das auch!" rief ich, den Kopf in den Laden steckend.

„Ja, was soll ich machen?" erwiderte er hinter seinem Ladentisch. „Dieser Esel von einem ‚Journalisten' hat es brühwarm aufgelegt, da mußt' ich's wohl oder übel auch nehmen."

Dabei lächelte er mir zu und gab mir durch ein Zeichen

zu verstehen, daß er das Buch auch gelesen habe, und ich erwartete mit großer Spannung, sein Urteil zu hören.

„Nun — und?“ fragte ich.

Er schüttelte den Kopf in nichts Gutes verheißender Weise und teilte mir dann sein litterarisches und pädagogisches Urteil klar und einfach mit, indem er sagte: „Glauben Sie mir ... Hunde sind's.“

Ein verkannter Dichter.

Die Erinnerung an Arthur Ghigheri ist eine der angenehmsten aus meiner Jugendzeit, eine so angenehme, daß ich sie an trüben Tagen gern heraufbeschwöre und mich daran erfrische, wie an einer der Gestalten des Ferravilla. Ich finde, daß sein Bild recht eigentlich in diese Blätter hereingehört, denn es ist ein merkwürdiges Beispiel des wunderlichen, aus Unwissenheit, Eitelkeit und kindlichem Selbstbetrug zusammengekneteten Teigs, der in Schulen gebacken wird, wo der gesunde Menschenverstand die untergeordnetste Stelle einnimmt, falls ihm nicht überhaupt die Thüre gewiesen worden ist.

Auf welche Weise Arthur Ghigheri in unsern übermütigen, aus frühreifen litterarischen Sündern bestehenden Florentiner Kreis geraten war, weiß ich nicht mehr genau; er wußte aber überall seine Stellung durch Gefälligkeit und Brauchbarkeit zu kleinen Geschäften zu befestigen und war so verbindlich und dienstbeflissen, kurz ein so seelenguter Kerl, daß er schließlich auch bei solchen wohlgelitten war, die ihn anfangs als lästigen Eindringling behandelt hatten.

Seine Vaterstadt war, wie sich aus seiner fehlerhaften Aussprache leicht erraten ließ, Parma, und er hatte bei einer Hagelversicherungsgesellschaft Anstellung gefunden. Er war fünfundzwanzig Jahre alt und eine possierliche Erscheinung, klein und hager von Gestalt, hatte er ein aufgedunsenes, bartloses Gesicht, das immer wie geschwollen aussah, zwei

weit aus den Höhlen tretende Augen und einen runden, allezeit offen stehenden Mund, der mit dem Rachen eines Tintenfischs große Aehnlichkeit hatte. Ghigheri war gut und sorgfältig gekleidet, nur schien es seinem Schneider stets an Stoff gefehlt zu haben, so daß Hals und Handgelenke stets unbedeckt blieben und man seine tief ausgeschnittenen Schuhe und ungeheuer breiten Manschetten von einem Ende der Calpolajostraße zum andern leuchten sah. Sein Haupt bedeckte ein unvermeidlicher Cylinderhut und in seinem Knopfloch blühte eine unverwelkliche Blume; er ging mit kurzen hastigen Schritten, und wenn er es mit seinen Besorgungen eilig hatte, so stürzte er durch die lebhaftesten Straßen, daß alle Welt ihm nachsah und einen verfolgten Taschendieb in ihm vermutete.

Unter diesem ehrbaren kaufmännischen Cylinder war eines schönen Morgens, ich glaube ganz unversehens, das Geschwür des litterarischen Ehrgeizes aufgebrochen. Aus welchen Ursachen und in welcher Weise es hatte entstehen können, wußte sich niemand zu erklären, denn man hatte bisher nie die geringsten Anläufe litterarischen Studiums an ihm entdecken können, und die Natur hatte ihm offenbar auch nicht den leisesten Vorwand geliefert, nach dem Dichterlorbeer zu trachten. Die Sache war um so unerklärlicher, als er, fern vom litterarischen Gebiet, auf dem Bureau seiner Versicherungsgesellschaft für einen tüchtigen, musterhaften Arbeiter galt.

Seine Leidenschaft galt der lyrischen Dichtkunst.

Er mußte eines Tags mit irgend einem Vers im Kopf, der Gott weiß woher hineingeschneit gekommen war, aufgewacht sein, und da hatte er sich kurzweg gesagt: „Ich werde Dichter," ungefähr wie wenn er sich vorgenommen hätte, ein Abonnement bei Niccolini zu nehmen.

Als er in unsern Kreis eintrat, hatte er schon ein Dutzend Gedichte, teils patriotischen, teils verliebten Inhalts, gefertigt. Sie waren alle sehr kurz, nie länger als vier oder sechs vierzeilige Strophen, denn, pflegte er zu sagen: „Gedichte müssen wie ein Blitzstrahl wirken"; aber wie unbeholfen, wie ungewaschen, unverständig, armselig, nichtig

die seinigen waren, ist gar nicht zu sagen. Sie waren ein Nichts, das der Kritik entschlüpft wie Maccaroni der Gabel, und ließen sich kaum mit gewissen Reimereien aus den Textbüchern der Operetten vergleichen, die gerade durch ihre Sinnlosigkeit zu beliebten Gassenhauern werden und länger leben als die göttliche Musik, der sie zur Unterlage gedient haben. Diese Gedichte hatte er in winziger Schrift in ein Heftchen eingetragen, das aus drei mit Seidenfaden zusammengehefteten Blättchen Briefpapier bestand und das nicht größer war als eine Handfläche und sich in die Luft blasen ließ. Unter einem davon stand in etwas größeren Buchstaben: „Vorgetragen von der jungen Schauspielerin Sounds o bei einer Gesellschaft im Hause Soundso am 3. September 1868 in Voghera"; unter einem andern las man: „Günstig beurteilt von Herrn Soundso, einem Vetter zweiten Gliedes des Niccolo Tommaso." Sein ganzes dichterisches Gepäck bestand in diesen drei durchsichtigen Briefblättchen, und seine Persönlichkeit, sein Anzug, sein Geist, das Heftchen und die Verse, alles stimmte zusammen, alles war winzig, leicht, flüchtig, gewissermaßen Luft.

Dazu gehörte noch eine wunderliche Eigentümlichkeit: Arthur Ghigheri lachte niemals.

Natürlich wurden ihm beim Eintritt in unsre Bande, wo er niemand zum Neid reizte, von allen ironische Lobsprüche gespendet und er faßte daher Mut, wie er sich ausdrückte: „die öffentliche Meinung zu kosten".

„Wenn ich Erfolg habe," sagte er, „wie ich hoffe, so gebe ich mein Amt auf und widme mich ganz der Kunst, aber erst will ich unter einem Pseudonym die Kritik ‚kosten'. In solchen Dingen muß man mit Vorsicht handeln."

Eines Abends machten wir uns alle ans Werk, um einen Dichternamen für ihn zu erfinden, und nach endlosen Beratungen und Erwägungen entschied er sich mit Begeisterung für den von irgend jemand vorgeschlagenen: „Und-doch-etwas", der sich darauf bezog, daß er in Augenblicken großer Erregung gern mit dem zum Richtstuhl gehenden André Chenier ausrief: „Und doch, hier drinnen steckt etwas!", ohne sich jedoch des Citats bewußt zu sein. Unterm

Zeichen dieses schlechten Witzes sandte er das beste von seinen Liebesgedichten an die litterarische Zeitung „Florentiner Nachtwachen“ und harrte in ängstlicher Spannung der Antwort.

Der Redakteur, ein uns befreundeter, humorvoller, junger Mann, den wir um Milde gebeten hatten, schickte ihm das Manuskript mit einigen schmeichelhaften Redensarten zurück und bemäntelte die Ablehnung damit, daß sein Blatt „grundsätzlich“ keine erotischen Gedichte aufnähme.

Arthur Gigheri verwand den Schmerz, sog das ihm gespendete Lob ein und schickte sofort ein Gedicht politischen Inhalts mit der Aufschrift: „Frankreich und Italien“ an die Redaktion.

Wieder wurde ihm Anerkennung zu teil, aber der Redakteur verweigerte abermals die Aufnahme, weil er keine Dichtung veröffentlichen dürfe, „die Haß und Streit zwischen den Nationen entfachen könnte“.

Die Vorstellung, daß seine Verse dem europäischen Frieden gefährlich werden könnten, that seiner Eitelkeit so wohl, daß er auch diese zweite Abweisung ohne Verstimmung hinnahm und sofort ein drittes Gedicht einsandte. Es hieß: „Ans Meer“, war in freien Rhythmen geschrieben und würde sicher veröffentlicht werden, daran zweifelte er dieses Mal gar nicht.

Die Antwort, die er erhielt, kam nicht von dem Redakteur selbst, sondern von dessen Sekretär, der ihm schrieb: „Unsre Redaktion nimmt keine ungereimten Verse auf. Es ist dies eine Schrulle, eine fixe Idee des Herrn Redakteurs, und dagegen ist nicht anzukämpfen. Von Kindheit auf hat er einen unbezwinglichen Widerwillen gegen freie Rhythmen, und ich muß Ihnen darum mit wahrem Schmerz das Manuskript zurückschicken.“

Bei dieser dritten Ablehnung wurde der Dichter mißtrauisch, aber sein Mißtrauen war derart, daß es kaum einen leichten Schatten auf seine Hoffnungen warf. Er vermutete nämlich, daß seinen Poesieen kleine, äußerliche Formfehler anhafteten, Fehler, wie sie im Feuer der Begeisterung leicht in die Feder laufen, daß irgend ein Wort oder eine Wen-

dung nicht „klassisch genug“ seien, und daß der Redakteur wie seine Freunde ihn aus Zartgefühl nicht darauf aufmerksam gemacht hätten. Er zog also abends sein windiges Heftchen aus der Tasche, legte es mitten auf den Biertisch, bat uns, aufrichtig zu sein und ihm die Mängel seiner Verse zu bezeichnen, falls solche vorhanden wären. Aber die leise Kritik, die der eine oder andre aus Höflichkeit äußerte, befriedigte ihn nicht; er schien einen Gedanken in sich zu wälzen, dem er leise, wie im Selbstgespräch, Ausdruck gab: „Hm — hm — mir fehlt das Lockmittel der Form.“

Offenbar war diese Erkenntnis urplötzlich in ihm aufgestiegen, und einen Augenblick darauf rief er, mit der Faust auf den Tisch schlagend: „Meiner Seel, ich will mir einen Stil bilden!“

Bei diesem Ergebnis seiner Betrachtungen brachen wir in ein schallendes Gelächter aus, aber ohne sich daran zu stoßen, setzte er hinzu, daß er wohl wisse, wie sehr es ihm am Studium fehle und wie nötig es für ihn sei, sich mit den großen Dichtern vertraut zu machen, wozu er sich unsern Rat erbat.

„Haben Sie Parini gelesen?“ fragte einer.

„Nein,“ erwiderte er mit der heitersten Unbefangenheit.

„Foscolo kennen Sie doch?“ erkundigte sich ein andrer.

„Ein wenig,“ versetzte er, „aber, wie ich gestehen muß, nur vom Durchblättern.“

„Carducci werden Sie gelesen haben?“ setzte ein dritter das Verhör fort.

„Nein,“ erwiderte er wörtlich, „aber ich habe ihn häufig nennen hören.“

Es fehlte nicht viel, so wären wir von den Stühlen gefallen, aber auch jetzt bekümmerte ihn unsre Heiterkeit nicht und er fuhr ganz gelassen fort: „O ja, ich weiß, daß gewisse Lücken in meinem Wissen vorhanden sind, aber ich werde mir alle diese Schriftsteller zusammentragen und am ersten Tag, den ich frei bekomme, sie in einem Zug durchlesen. In vierundzwanzig Stunden läßt sich viel Weisheit einsacken und mit ein wenig Erinnerungsvermögen . . .

Schließlich steckt doch etwas hier drinnen! Das Eis muß nur gebrochen werden; aller Anfang ist schwer, und zwar für einen jeden."

Damit fing er von neuem an, Reime zu schmieden und sie mikroskopisch in sein Heftchen einzutragen.

„Ich werde so viele Gedichte machen," sagte er, „daß irgend eins, das mir ‚aufsteigt', gelingen muß."

Er zielte mit wahrer Wut und ganz ins Blaue hinein auf ein Meisterwerk ab und war im Innersten überzeugt, daß man auch ohne einen Anflug von Bildung, durch bloße fortgesetzte Reimerei dazu gelangen könne, eine unsterbliche Ode im Flug zu erhaschen, ungefähr gerade so wie einer, der nie ein Gewehr in der Hand gehabt hat, an der Schießscheibe vielleicht einmal ins Schwarze trifft.

Je näher wir ihn kennen lernten, desto wunderlicher erschien uns der Geselle. Bei Gott weiß welchen Gelegenheiten oder durch Vermittelung von Dritten war es ihm gelungen, mit Prati, Aleardi, Ongaro und andern Schriftstellern, sei es vor dem Kaffeehaus oder an einer Straßenecke, ein paar Worte zu wechseln, und von da an verfehlte er nie, sie bei jeder Begegnung mit dem Hut in der Hand ehrfurchtsvoll anzureden, uns aber gewissenhaft alle Neuigkeiten über sie zuzutragen.

„Prati hat einen Schnupfen — Aleardi ist vorgestern früh, als er aus der Kunstakademie trat, über ein Schuheisen gestolpert" — das hieß für ihn „Fühlung mit der zeitgenössischen Litteratur" haben. Das Schönste war, daß er nach einiger Zeit, um seine Vertrautheit mit diesen berühmten Männern zu betonen, nur noch ihre Vornamen im Mund führte.

„Heute abend kommt Domenico an."

„Domenico — wer ist denn das?" fragte wohl einer, und siehe da, Francesco Domenico Guerrazzi war gemeint!

„Gestern habe ich den Andreas bei den Uffizien begegnet!"

„Den Andreas? Was für einen Andreas?"

„Mein Gott, Andreas Maffei, den Faustübersetzer."

Aber diese Ruhmredigkeit, die bei jedem andern zum Uebelwerden gewesen wäre, wirkte bei ihm liebenswürdig

durch die harmlose Unbefangenheit, womit sie vorgebracht wurde. So gutmütig und so harmlos war er, daß er nie empfindlich wurde, wenn man sich einen Spaß mit ihm erlaubte, ja ihn auch meist gar nicht verstand. Zuweilen traf es sich, daß wir des Abends spät zu sechs oder acht plaudernd an einer Straßenecke zusammenstanden und er dann ganz unvermittelt anfing: „Hört einmal diese paar Verse, die ..."

Bei diesem Wort riefen wir aus einem Munde: „Entschuldigt!" und auf einen Schlag waren wir in vier verschiedene Straßen auseinandergestoben, wie wenn wir vor einer Granate die Flucht ergriffen hätten, und keiner ließ sich mehr blicken. Am andern Tag waren wir natürlich ganz darauf gefaßt, ihn den Beleidigten spielen zu sehen, aber er legte auch nicht das geringste Zeichen der Verstimmung an den Tag und mußte offenbar die Gleichzeitigkeit dringender Geschäfte bei dem ganzen halben Dutzend von Zuhörern für wahrscheinlich und glaubhaft gehalten haben.

Nachdem er dann seinem Ausspruch nach angefangen hatte, umfassende Studien in der Rhythmik zu machen, das heißt, seit er aus allen möglichen Dichtern Sätze zusammentrug, die er dann als eigene Eingebung im Gespräch preisgab, verabredeten wir, ihn nie ausreden zu lassen. Wenn er zum Beispiel mitten in einer Unterredung anfing:

„Wenn in bewegter Brust ..."

so wurde er an der Vollendung der fadenscheinigen Journalphrase verhindert, indem wir alle im Chor von etwas andrem sprachen und seine Stimme übertönten. Das wurde drei- oder viermal wiederholt, bis er die Hoffnung, mit seiner Perle glänzen zu können, aufgab; er sah uns dann wohl der Reihe nach aus seinen runden Kalbsaugen verdutzt an, aber nie verriet sich, daß er unser böses Spiel durchschaut hätte.

Wollte man all seine Wunderlichkeiten aufzählen, es klänge unglaublich! Zum Beispiel ergriff er, um uns weiszumachen, daß er einen Schriftsteller oder Dichter von Grund aus kenne, mit Vorliebe den Ausweg, bittere Klage

zu erheben, daß dieser nicht nach Gebühr geschätzt und gewürdigt werde. Als er eines Abends von Leopardi sprechen hörte, rief er im Ton ehrlicher Entrüstung: „Was für ein Dichter! Und wie wenig bekannt!"

Oder er konnte von einem Dichter, den er bewunderte, sagen: „Ach den, den laßt nur wie er ist! Seid so gut und laßt mir den Ariost ungeschoren! Guerrazzi? O, was den Guerrazzi angeht, der kann bleiben, wie er ist!"

Und damit wurde er, zum Glück für den Bewunderten, stumm wie ein Fisch.

Mittlerweile fuhr er unablässig fort, Gedichte zu fabrizieren und sie den Zeitungsredaktionen einzusenden; daß sie ebenso unablässig zurückgewiesen wurden, entmutigte ihn nicht, denn für jede Ablehnung entdeckte er einen andern Grund als den wahren, und wenn er uns gegenüber die betreffende Redaktion gerechtfertigt hatte, schloß er unfehlbar: „Und hier drinnen steckt doch etwas!"

Mitunter freilich stiegen ihm Zweifel auf, aber sie verflüchtigten sich rasch. Dann nahm er wohl den einen oder andern von uns am Arm und fragte in zärtlichem Ton: „Sag' mir die Wahrheit — glaubst du, daß ich mir einen Namen machen werde?"

„Den hast du schon," erwiderte ihm einmal einer, ohne zu lachen.

„Allerdings . . . ja wohl . . ." gab er mit Ueberzeugung zurück, „in einem kleinen Kreis, aber der wahre Ruhm ist doch etwas andres. Ach, mein Lieber, das Leben ist lang und mühevoll! Ich mache mir keine Illusionen darüber."

Der Mensch war wirklich von einer unergründlichen Harmlosigkeit, und wir studierten ihn mit schier verliebter Neugierde. Da wir gern ergründet hätten, wie ein so unverhältnismäßig großes Vertrauen in sein Talent in ihm hatte entstehen und sich befestigen können, fragten wir ihn über hunderterlei Dinge aus, suchten von allen Seiten in sein Inneres einzudringen, fanden aber nichts als kahle Wände, ein vollständig unmöbliertes Haus, worin die litterarischen Selbsttäuschungen ungehindert und in voller Freiheit ihren Tanz aufführen konnten, und dazu einen Gesang anstimmen,

der in den leeren Gewölben so laut wiederhallte, daß keine Stimme von außen vernehmlich wurde. Unser Freund Socci bezeichnete dieses Gehirn bewundernswert richtig als ein Kinderasyl für Ideen.

Inzwischen vermehrten sich die ablehnenden Antworten der Redaktionen in einer Weise, daß Ghigheri, auch von uns dazu aufgestachelt, schließlich an einen geheimen Kampf von Neidern glaubte, die sich verschworen hätten, ihn nicht dazu kommen zu lassen, „sich einen Namen zu machen," und als wir ihm nun den Gedanken eingaben, selbst ein Blatt zu gründen, das ihm als Banner und Wehr dienen würde, fand es sich, daß er selbst schon lange über diesem Plan brütete. Er hatte ausgerechnet, daß dreihundert Franken die Kosten der Ankündigung und der ersten beiden Nummern decken würden; einige Ersparnisse besaß er, und eine kleine Summe konnte durch Sammlung bei den Bekannten aufgebracht werden. Unser Zuspruch brachte den Entschluß zur Reife. Den Titel: „Vielleicht!" der sich auf seine Hoffnungen bezog, erfand er selbst, rannte eine Woche in Cylinder und ausgeschnittenen Schuhen in Florenz herum, um eines Druckers und eines Mitarbeiters habhaft zu werden, und schrieb Hals über Kopf Briefe, um in ganz Italien Korrespondenten aufzustöbern. Erst auf diesem Gebiet enthüllte sich nun der ganze Umfang seines wunderbaren Talents zur Selbsttäuschung.

Er hatte sich eingeredet — das war der einzige Punkt, worin der Aermste recht hatte — daß seine Zeitung nur dann rasch und sicher gedeihen werde, wenn er Verdi als Berichterstatter über Musik, Viktor Hugo als litterarischen Korrespondenten aus Frankreich, Dickens als englischen Mitarbeiter und Männer solchen Schlags aus allen übrigen Ländern zu Mitarbeitern gewinnen könnte. Daß er diese Idee in vollem Ernst verfolgte, war nicht zu verwundern, denn er war auf geistigem Gebiet ein Kind, und Kinder strecken ohne Begriff von Entfernungen und Größenverhältnissen die Händchen nach den Sternen aus. Thatsächlich schrieb er an all diese Männer, und der Prozeß seines Selbstbetrugs war höchst merkwürdig.

Heute sagte er einem Freund, den er am Ellbogen packte, im Ton einer gewagten Behauptung: „Wenn wir Viktor Hugo zum Mitarbeiter bekommen könnten? Hm, was sagst du dazu? Das wäre ein Schachzug!"

Am Tag darauf erwähnte er einem andern gegenüber als die selbstverständlichste Sache von der Welt: „An Viktor Hugo habe ich auch geschrieben, um ihn für mein Blatt zu gewinnen," und ein paar Tage darauf teilte er einem dritten mit: „Eine gute Nachricht — wir haben Viktor Hugo zum Mitarbeiter gewonnen."

In Erwartung der Antwort, glaubte er die Zusage schon zu haben.

Weder Verdi, noch Viktor Hugo, noch Dickens, noch andre Größen gingen auf das Anerbieten ein, aber der „Vielleicht" kam doch zu stande, und ich erinnere mich mit unsäglichem Vergnügen des Abends, an dem Ghigheri die Freunde einlud, das unmittelbar bevorstehende Erscheinen der ersten Nummer bei zwei Flaschen Chianti und zwei Dutzend Austern zu feiern.

Das Redaktionslokal des „Vielleicht" befand sich in einer kahlen, etwas unsaubern Baracke, die er auf Stunden der Redaktion einer vielgelesenen, politischen Zeitung abmietete und die in der Servistraße in einem vierten Stockwerk gelegen war. Die Einrichtung bestand in einer langen Tafel von rohem Holz, die auf zwei Böcken ruhte wie ein Plätttisch und in vier brüchigen Strohsesseln. Zwei oder drei von uns mußten auf morschen, alten Kisten Platz nehmen. Als Sekretär, Korrektor, Falzer, Expeditor und Geschäftsführer stellte uns Ghigheri einen kleinen Buckligen mit grauen Haaren vor, einen Landsmann, den er Gott weiß wo aufgestöbert hatte, und dessen bemitleidenswerte Verkrüppelung uns nicht abhielt, in schallendes Gelächter auszubrechen, als wir auf seiner Visitenkarte lasen: „Früher Professor der abendländischen Sprachen." Was ist da zu machen? Es ist ja leicht gesagt, daß wir dem Unglück Ehrfurcht zu zollen haben, aber es gibt Dinge, die allzu herausfordernd sind, als daß man dabei ernsthaft bleiben könnte.

Ghigheri mit seiner unvermeidlichen Blume im Knopf-

loch war strahlend vor Glück; sein Fischgesicht leuchtete förmlich, und sein Haupt war von einem Lichtschein der Hoffnung umflossen. Was sage ich — Hoffnung! Er war ja seiner Sache ganz sicher und wollte nur wissen, was man in den Straßen von Florenz über den „Vielleicht" reden höre. Die erste Nummer war durchschlagend; sie enthielt ein ungedrucktes Sonett von Prati und ein Gedicht des Herausgebers mit der Aufschrift: „Unbesonnen!" das an die Adresse seiner Gegner gerichtet war. Hundertundfünfzig Ankündigungen hatte er in der Stadt anschlagen lassen. Die Mitarbeiterschaft einer ganzen Heerschar von Damen war ihm sicher; es mußte Abonnenten regnen. Er nötigte uns, die zwei Flaschen zu leeren, trug seine Verse vor, sprach von seinem Vater und seiner Mutter, hängte dem Buckligen einen kleinen Haarbeutel an, schluchzte und ließ uns nicht eher fort, als bis die zwei Talgkerzen abgebrannt waren. Beim Abschied wiederholte er sein: „Und hier drinnen steckt doch etwas!" mit solcher Inbrunst und jubelnder Gewißheit, daß wir ordentlich gerührt von dannen gingen.

Aber ach, die Nummer, die am andern Morgen auf einem elenden Blatt Löschpapier in die Welt geschickt wurde, war ein so elendes Gemengsel von dichterischer Ausschußware und schülerhaften Gemeinplätzen, daß sie noch hinter den bescheidensten Erwartungen zurückblieb. Ueberdies war das Sonett von Prati verstümmelt; es fehlte eine Terzine, und der Bucklige hatte in seinem Rausch solche Fehler im Nummerieren der Spalten gemacht, daß man die einzelnen Teile der Artikel zusammensuchen mußte, wie Kinder die Figuren im Legspiel. Mit der zweiten Nummer hauchte der „Vielleicht" sein Leben aus, aber nicht ohne ein gewisses Aufsehen erregt zu haben, und zwar wegen der Originalität seines Briefkastens, dem der Herausgeber eine große Breite verlieh. Der Aermste hatte nämlich das Mißgeschick, nicht vier Worte an eine Dame richten zu können, ohne in die beklagenswertesten Zweideutigkeiten zu verfallen. Einige dieser Zuschriften aus der zweiten Nummer machten in ganz Florenz die Runde.

„Fräulein L. S., Sassuolo. Schicken Sie uns einige

von ihren Gedichten. Wir werden sie auf der ersten Seite abdrucken. Sie sind auch hier schon bekannt. Man weiß, daß Sie schöne Sachen gemacht haben."

„Fräulein Z., Livorno. Wann erhalten wir das Gedichtchen? Gewähren Sie uns Ihre erste Blüte! Es wird uns zur Freude und Ihrem Band vielleicht zum Vorteil gereichen."

Dem Briefkasten zuliebe wurde das frühe Ende des Blatts von vielen aufrichtig beklagt.

Aber Ghigheri war nicht gebrochen. Er sprach von Intriguen seiner Feinde, von verabredetem Totschweigen, aber er gab auch zu, daß er das Wagnis mit ungenügenden Mitteln unternommen habe.

„Wenn ich bis zur zehnten Nummer hätte aushalten können, dann wäre es anders geworden. Franzl hatte mir einen Artikel in Aussicht gestellt . . ."

„Franzl? Was für ein Franzl?"

„De Sanctis. Der Verdi schien sehr geneigt zu sein, an der Zeitung mitzuarbeiten, ich hatte Manuskripte die Fülle. Geschehenes ist nicht zu ändern, aber ich werde den Versuch erneuern. Daß der Weg nicht mit Rosen bestreut ist, wußt' ich ja."

Und er tauchte wieder in die Lyrik unter. Manchmal sahen wir ihn des Abends spät, den Cylinder in der Hand, mit hurtigen Schrittchen über den Domplatz trippeln — dann „schuf" er. Eines Abends fand ich ihn ganz allein an der Ecke der Coromerostraße aufgepflanzt, tief in Gedanken versunken. Ich trat auf den Zehenspitzen an ihn heran, legte ihm eine Hand auf die Schulter und sagte: „Was machst du denn?"

Er drehte sich auf dem Absatz um und erwiderte: „Ich mache mir einen Stil."

„Und gegen wen kehrt er sich?" fragte ich.

Annehmend, daß ich gefragt habe, womit er eben beschäftigt sei, erzählte er mir, daß er sich eine Sammlung von Redewendungen des Giordani anlege, weil er nach reiflicher Ueberlegung von der Notwendigkeit, sich auch in der Prosa auszubilden, durchdrungen sei.

„Was mir am schwersten fällt," setzte er hinzu, „sind die Uebergänge."

Er hatte sich dieses Worts bemächtigt, ohne den Sinn eigentlich zu verstehen, und führte es nun fortwährend im Mund.

„Ein schöner Uebergang!" sagte er, wenn man eine tönende Zeitungsphrase vorlas.

Darauf war er mehrere Tage lang unsichtbar. Wir erfuhren, daß er eine Leidenschaft gefaßt und eingeflößt habe: eine etwas verrückte Schriftstellerin mit einem langen, wie gerupft aussehenden Vogelhals, die Frau eines Beamten im Kriegsministerium, die ihm für die zweite Nummer des „Vielleicht" ein Gedicht in kunstvollen Versmaßen geschickt hatte, war die Heldin des Abenteuers. Eines Abends erblickten wir sie an seinem Arm. Sein Antlitz strahlte von Triumph; vielleicht versprach er sich von der Liebe einen frischen, gewaltigen Hauch dichterischer Eingebung, möglicherweise dachte er auch, der Ruf eines kleinen Don Juan erhöhe den Ruhm des Dichters. Einmal erschien er in unsrem Kreis und machte uns in den verzwicktesten Redewendungen geheimnisvolle Andeutungen über sein Verhältnis, wir schnitten ihm aber in gewohnter Weise das Wort ab, da wir seine schönen Phrasen sofort als Giordanis Eigentum erkannten. Der Roman war indes nicht von langer Dauer. Es verlautete, der Gatte sei dem „Uebergang" seiner Frau vom Kriegsministerium zum Parnaß auf die Spur gekommen und habe den Dichter an die Luft gesetzt. Eines Abends las er uns ein satirisches Gedicht in zwei Strophen vor, das sich auf den Ehemann bezog und, wie ich mich deutlich erinnere, mit der Zeile schloß:

„Dichter bin ich! Weh dem, der an mich rührt!"

Es ging aber doch daraus hervor, daß jemand an ihn gerührt hatte, und überdies hatte er unter dem einen Ohr einen roten Flecken, den er uns gegenüber für die rosige Spur eines Kusses erklärte, den wir aber für die Spur einer Ohrfeige hielten. Weiteres konnten wir nicht ermitteln.

Nachdem die Liebe flöten gegangen war, kehrte er mit der ganzen Frische seiner ersten Hoffnungen in unsern Kreis zurück. Ehrlich gesagt, befand sich mehr als einer in der Gesellschaft, dem dieser beharrliche Selbstbetrug nachgerade auf die Nerven ging und der manchmal rasende Lust hatte, ihm die nackte, grausame Wahrheit ins Gesicht zu schleudern, aber wir überredeten die Gereizten, Frieden zu halten. Er war ja ein so guter Junge, und weshalb sollte man mit rauher Hand eine Eigenliebe verletzen, an der wir uns aus Herzensgrund belustigen konnten? Nur ein einziges Mal habe ich's erlebt, daß er einen Scherz quer nahm, und das war, als einer von uns das berühmte Gedichtheftchen in die Hand nahm, es auf ein kleines Kaffeebrett legte, das nicht einmal davon bedeckt ward, und es mittels kräftigen Schnaubens an den Nachbartisch beförderte. Wie ein winziger Papierdrachen flatterte das unsterbliche Heftchen dahin, sein Urheber aber fuhr auf, faßte es, steckte es in die Tasche und sagte bitter: „Mit Manuskripten spielt man nicht."

Die zahlreichen Possen und bösen Streiche, die dem Dichter von uns und andern Bekannten gespielt wurden, lassen sich nicht alle aufzählen. Aufforderungen und Anträge von Verlegern, Visitenkarten berühmter ausländischer Schriftsteller, die man im Notfall eigens hatte drucken lassen, fanden sich in seinem Briefkasten und am Schlüsselloch seiner Vorthüre. Er hatte für solche Neckereien nur ein gutmütiges, befriedigtes Lächeln, weil er darin das scherzhafte Vorbild der Zukunft sah, wo Ernst daraus werden sollte. Und trotz Hohn und Spott fuhr er fort, Verse zu schmieden und sie in das Heftchen einzutragen, das dabei die wunderbare Eigenschaft hatte, nicht an Umfang zu gewinnen und immer noch weiße Blätter zu enthalten. Aber in dieser Dichterglut loderte auch immer noch die Sehnsucht nach einer eigenen Zeitung fort, und schließlich brachte er's mit unsäglicher Mühsal richtig noch einmal so weit. Dieses Mal erschienen sogar vier Nummern, und der „Briefkasten" begann eine gewisse Berühmtheit zu erlangen, aber nach vier Wochen starb das Blättchen, wie im Jahr vorher, einfach Hungers.

Die Folgen waren aber dieses Mal leider andre.

Wir erfuhren erst nach einiger Zeit davon, denn Ghigheri verkehrte in der zweiten Lebenszeit des „Vielleicht" in einem andern Freundeskreis. Als er dann nach zwei Monaten reuig wie der verlorene Sohn in unsre Mitte zurückkehrte, merkten wir sofort, daß eine Veränderung mit ihm vorgegangen war. Er machte einen gedrückten, erschöpften Eindruck, und als sich dieser oder jener unter uns nach seinen Verhältnissen erkundigt hatte, erfuhren wir, daß die Hagelversicherungsgesellschaft den Dichterberuf unvereinbar mit dem kaufmännischen gefunden habe, daß er jetzt ohne Amt sei und sich die Füße wund laufe um eine neue Anstellung. Bald machte sich dieser Zustand auch in Aeußerlichkeiten fühlbar; der ewige Cylinderhut war fuchsig geworden, und der schwarze Gehrock zeigte bedenkliche Spiegelungen; die großen Manschetten leuchteten nicht mehr in blendender Weiße, sondern waren wie von Nebelschleiern umzogen. Zuweilen sah er merkwürdig blaß aus und hatte matte, gerötete Augen, was auf ungenügende Ernährung schließen ließ, und auch solche, denen er bisher auf die Nerven gegangen war, empfanden nur noch Teilnahme für ihn.

Man mußte aber auch anerkennen, daß er sein Mißgeschick heldenhaft trug, niemand um Hilfe anging und nur notgedrungen hie und da eine Einladung zum Abendbrot annahm. Dabei klammerte er sich fester als je an seine Hoffnungen an und quälte sich wie ein Verliebter im Dienst seiner Muse, ja, seine Illusionen trieben um so üppiger Blüte auf Blüte, je trostloser seine äußere Lage wurde. Aus dem leeren Magen stiegen ihm die verwegensten Gedanken auf, und jeden Tag gab er uns eine neue Idee zum besten. Da er allmählich von der Schwierigkeit, in Italien seinen Weg zu machen, durchdrungen war, plante er eines schönen Tags, nach Frankreich zu gehen, sich dort „einen Namen zu machen" und mit Pariser Ruhmestiteln in die Heimat zurückzukehren, die ihm dann freudig die Arme entgegenbreiten würde. Ein andres Mal war ihm ein noch verblüffenderer Einfall gekommen, er wollte einen „Schlüsselroman" schreiben, selbstverständlich in Versen, einen Roman, den kein Mensch

verstehen könnte, über den sich alle Leser die Köpfe zerbrechen würden wie über ein Rätsel und dem er dann ein kleines Bändchen folgen lassen müßte, den „Schlüssel“, worin alle Rätsel gelöst, alle Schleier gelüftet wären, so daß der Leser, zwischen Bewunderung und Verblüffung schwankend, eine ganz neue, aufregende, fast peinliche Form des Kunstgenusses kennen lernen würde, was einen Zustand hervorrufen würde wie der jenes Menschen, der bei jedem Ticktack der Uhr das Traumgebilde neuer Welten erblickte. Und dann folgte wiederum eine durchschlagende, epochemachende Idee — ein Märchen in Oktaven, mit Illustrationen von Domenico —

„Von was für einem Domenico?“

„Welche Frage! Von Domenico Morelli, dem gefeierten Maler, dem ‚Sto-alz‘ Neapels!“

Das Buch mußte einen rasenden Erfolg haben! Einige Schwierigkeiten würde es allerdings kosten, diesen Künstler als Illustrator zu gewinnen, aber schließlich — dessen war Ghigheri sicher — sobald er das Märchen gelesen hatte, würde er mit Wonne auf den Vorschlag eingehen. Und so lebte er, hoffend, träumend, immer magerer werdend, immer öfter sein „Und hier drinnen steckt doch etwas“ wiederholend, immer einem Amt nachrennend, das immer noch flinkere Beine hatte als er, in immer fadenscheinigeren Kleidern, aber nie ohne Blume im Knopfloch, wohl ein Jahr noch unter uns dahin, bis er eines Abends auf die seltsamste Weise für immer aus unserm Gesichtskreis verschwand.

Wir saßen unsrer sechs bis sieben Kameraden vor einem Café auf dem Domplatz. Ghigheri war gedrückter als sonst. Seit einiger Zeit schien ihm das Kaffeehaus durch die Kellner verleidet zu werden, die sein Elend wittern mochten und ihn ungezogen behandelten. Mit einemmal aber zog er, wohl etwas erregt von dem Glas Bier, das er in seinen leeren Magen gegossen haben mochte, das bekannte Heftchen aus der Tasche und begann uns ein Gedicht an seine Mutter vorzulesen. Die Verse waren so schlecht und holperig als nur je, aber bei aller Armseligkeit der Form lag eine gewisse Innigkeit der Empfindung darin, die ihn selbst so ergriff, daß ihm die Augen voll Thränen standen.

Er war nahe daran, einen gewissen „Achtungserfolg“ zu erringen, den ersten in seiner ganzen Dichterlaufbahn, aber das Schicksal verwehrte ihm auch diesen.

Er hatte das aufgeschlagene Heftchen auf die flache Hand gelegt, aber es war ein windiger Tag, und mit einemmal blies ein stärkerer Luftzug die Blätter fort und trug sie aufs Straßenpflaster. Einige von uns konnten ein Lächeln nicht verbeißen, nur die Kellner schlugen ein rohes Gelächter auf. Mit Zornesröte im Gesicht stürzte er seinem Heiligtum nach das ein neckischer Wind immer weiter entführte, das bald in Staub und Schmutz lag, bald lustig weiterflatterte. Es war ein unsäglich komischer und ein unsäglich trauriger Anblick: das Bild eines Menschen, der eine Illusion verfolgt, hätte nicht packender dargestellt werden können! Der Wind schien sich ihm zum Trotz zu verstärken, die Blättchen flatterten auseinander, lösten sich aus den Schlingen des Seidenfadens, flogen immer leichter und lustiger nach allen Seiten, und hinter ihnen drein jagte der Unselige, zu Boden gebückt, mit einer Hand den Cylinder festhaltend, mit der andern nach den Flüchtlingen haschend, bis er hinterm Dom verschwand.

Was in seiner Seele vor sich gegangen sein mag? Ob ihn das Gelächter der Kellner tödlich beleidigt hatte? Ob sich sein Herz mit einemmal von uns abgewendet hatte? Wer vermag es zu sagen! Thatsache ist, daß er an diesem Abend nicht wiederkehrte, daß er sich auch am folgenden Tag nicht blicken ließ und daß keiner von seinen Bekannten ihn je in Florenz wiedersah. So blieb uns denn als letzte Erinnerung der tragikomische Eindruck, den armen Ghigheri mit all seinem litterarischen Gepäck, allen Ruhmesträumen und Hoffnungen von einem Windstoß hinweggeweht gesehen zu haben!

Nur einmal im Leben kam er mir noch zu Gesicht, und das war zehn Jahre später in Mailand, wo wir uns an einer Straßenecke begegneten oder vielmehr gegeneinander anrannten. Das Erkennen war beiderseitig, und er begrüßte mich mit einer etwas gedämpften, wehmütigen Herzlichkeit. Er hatte sich nicht sonderlich verändert; ein paar weiße Haare an den Schläfen, der Fischmund etwas nach unten gezogen, sonst

war er der Alte. Aeußerlich freilich nicht! Keine Blume mehr im Knopfloch, kein Cylinder, keine breiten Manschetten! Seine Kleidung war die eines ordentlichen Arbeiters, die Stimme aber hatte ganz den alten ehrlichen Klang.

„Und die Poesie?" fragte ich.

Er zuckte die Achseln.

„Ich stecke in der Prosa," erwiderte er mir, die geöffnete linke Hand hinstreckend, worin er eine Weizenprobe hielt. Er war Sensal in der Getreidebörse.

Wir waren beide ein wenig befangen und wußten uns nichts zu sagen, so trennten wir uns rasch.

„Leb wohl!" sagte ich.

„Viel Glück auf den Weg!" gab er zurück.

Aber wie es immer geht, wenn alte Bekannte sich nach Jahren wieder sehen, kaum waren wir ein paar Schritte auseinander, so drehten wir uns beide um. Jeder wollte den andern noch einmal heimlich betrachten. Ich that, als ob ich mich nur umgedreht hätte, um ihm noch ein Lebewohl zuzuwinken, er griff mit schmerzlichem Blick an seine Stirne und sagte ein paar Worte, die ich nicht hören, aber erraten konnte: „Und hier drinnen steckt doch etwas!"

Dann ging jeder seines Wegs.

Armer Ghigheri! Die Selbsttäuschung hielt also noch vor?

Weshalb — armer Ghigheri?

Mein Gott, wenn man's recht bedenkt . . . wie viele greifen nicht an ihren Kopf und sagen: „Da steckt etwas!"

Er glaubte, daß hinter seinem Stirnknochen die Poesie stecke, und es waren doch nur Getreidekörner! Aber andre glauben wieder, daß hinter dem ihrigen vieles von vielen Dingen liege, und ist doch nur ein Müsterchen von einem einzigen Ding da, andre, sie hätten lauter Eigenes da aufgeschichtet, und ist doch nur gestohlenes Gut fremder Köpfe. Andre wiederum, die für zwanzig Jahre Vorrat an großen freien Gedanken aufgespeichert zu haben wähnen, entdecken eines schönen Tages mit Bitternis, daß sie nichts daraus geschöpft haben, als Niedrigkeit, vererbte Lügen und feige Schmeicheleien für den Gesellschaftskreis, worin sie ge-

boren sind. Für uns alle aber kommt der Windstoß, der uns das Heftchen aus der Hand wirbelt, und wir alle spielen eine ebenso armselige Rolle, wenn wir ihm nachjagen, bis wir, wie der arme Ghigheri, hinter einer Kirche verschwinden. Ach, lache du nur auch über uns, mein guter Ghigheri, und wenn du eines Tages dein Bildnis in diesen Blättern entdecken solltest, so nimm den Spott so harmlos auf, wie es vor zwanzig Jahren deine Art war, und verzeih' ihn dem Verfasser um der Ehrlichkeit willen, womit er sich als zu deinem Stamme gehörig bekennt.

Ende.

Neunter Jahrgang.

Band

1. 2. Ohnet, Im Schuldbuch des Hasses.
3. Savage, Meine offizielle Frau.
4. Zehren, Sein Genius.
5. 6. Croker, Ein Zugvogel.
7. Filon, Violette Merian.
8. Lay, Fräulein Kapitän.
9. 10. Gordon, Ein puritanischer Heide.
11. Coppée, Das Stück Brot und andere Geschichten.
12. Bret Harte, In der Prairie verlassen.
13. 14. de Berkeley, Zwischen Lipp' und Kelchesrand.
15. Conway, Mein erster Klient und andere Geschichten.
16. de Tinseau, Auf steinigen Pfaden.
17-19. Malot, Heimatlos.
20. v. Heigel, Baronin Müller.
21. Mairet, In guter Hut.
22. Eckstein, Das Kind.
23. 24. Warden, Das Haus am Moor.
25. Serao, Giovannino oder den Tod! — Dreißig Prozent.
26. Toudouze, Des Seemanns Tagebuch.

Zehnter Jahrgang.

Band

1. 2. Cherbuliez, Das Geheimnis des Hauslehrers.
3. v. Wildenbruch, Das wandernde Licht.
4. St. Aubyn, Einer alten Jungfer Liebestraum.
5. Schubin, Schatten.
6. 7. Croker, Unerwartet.
8. Franzos, Ein Opfer.
9. 10. Nielsen, Die Möwe.
11. Simmy, Geopfert.
12. Dick-May, Unheimliche Geschichten.
13. 14. v. Bülow, Margarete und Ludwig.
15. Mrs. Oliphant, Die Herzogstochter.
16. Daudet, Briefe aus meiner Mühle.
17. 18. Sims, Erinnerungen einer Schwiegermutter.
19. v. Roberts, Lou.
20. Lie, Hof Gilje.
21. 22. de Marchi, Don Cirillos Hut.
23. Schultz, Jean von Kerdren.
24. Villinger, Unter Bauern.
25. 26. Savage, Prinz Schamyls Brautwerbung.

Elfter Jahrgang.

Band

1. 2. Ohnet, Das Recht des Kindes.
3. v. Gersdorff, Ein schlechter Mensch.
4. Peard, Mademoiselle.
5. 6. Bourget, Kosmopolis.
7. Stockton, Eine schnurrige Geschichte.
8. Coppée, Die wahren Reichen.
9. 10. Bock, Simson und Delila.
11. Jókai, Die gelbe Rose.
12. Gréville, Verloren.
13. 14. Croker, Zwei Herren.
15. de Amicis, Eine Schultragödie.
16. Harraden, Schiffe, die nachts sich begegnen.
17. 18. Spielhagen, Susi.
19. Tim.
20. Munch, Frauen.
21. 22. de Berkeley, Die alte Geschichte.
23. v. Heigel, Der Sänger.
24. Sims, Möblierte Wohnungen.
25. 26. Clifford, Tante Anna.

Zwölfter Jahrgang.

Band

1. 2. v. Wolzogen, Die Erbschleicherinnen.
3. Ottolengui, D. Kameenknopf.
4. Claretie, Die Cigarette und andere Geschichten.
5. 6. Benson, Dodo.
7. Zehren, Die Brüder.
8. Howells, Pflichtgefühl.
9. 10. v. Roberts, Revanche!
11. Serrao, Pinsel und Meißel.
12. v. Gersdorff, Schwere Frage.
13. 14. Rameau, Das Magdalenenhaar.
15. Moore, Der Verkauf einer Seele.
16. Savage, Wandelbilder.
17. 18. Spielhagen, Selbstgerecht.
19. Jerome, Roman-Studien.
20. Busse, Jugendstürme.
21. 22. Croker, Eine Familienähnlichkeit.
23. van Horst, Verbotene Frucht.
24. Moeller, Gold und Ehre.
25. 26. Jota, Eine gelbe Aster.

Dreizehnter Jahrgang.

Villa Falconieri. Von **R. Voß.** 2 Bde.
Mit wahrhaft berauschender Glut der Schilderung zaubert uns der berühmte Dichter in seinem prächtigen Roman den Frühling der Campagna di Roma und des Albanergebirgs mit seiner märchenhaften Blumenfülle vor Augen, und mächtig ergreift uns das Schicksal der Menschen voll echter Leidenschaft, die er in dieser großartigen, stil- und stimmungsvollen Umgebung lieben und leiden läßt.

Die Tochter des Abgeordneten. Von **Georges Ohnet.**
In diesem glänzend geschriebenen Roman bietet Ohnets vielseitiges und fruchtbares Talent eine seiner reifsten Früchte. Die große Schar der Freunde und Verehrer des gefeierten Erzählers wird dieses Buch namentlich auch darum noch vermehren, weil es sich auch zur Lektüre für junge Mädchen eignet.

Die Siegerin. Von **Hans Hopfen.**
Einem neuen Buche von Hans Hopfen können wir keine bessere Empfehlung mit auf den Weg geben als die, daß es ein „echter Hopfen" ist.

Eine dritte Person. Von **B. M. Croker.** Aus dem Englischen. 2 Bände.
Ein Abglanz der Sonne Indiens, dem Schauplatze der meisten Crokerschen Romane, durchwärmt und verklärt gleichsam die Geschichten dieser mit Recht so beliebten Erzählerin und verleiht ihnen einen romantischen Schimmer, der den Leser unwiderstehlich gefangen nimmt.

Flederwischs Heirat. Von **Gyp.** Aus dem Französischen.
Die Heldin dieser Geschichte, der „Flederwisch", ist ein entzückendes Geschöpfchen, dessen köstliche Naivetät und neckischer Humor wahrhaft herzerquickend wirken.

Eine internationale Ehe. Von **Madame Bigot.** Aus dem Englischen.
Ein glücklich gewählter Stoff, ein interessantes, gut beobachtetes Milieu und eine reich bewegte Handlung vereinigen sich in diesem flott geschriebenen Roman zu einem wohlgelungenen, wirkungsvollen Ganzen.

Sich selber treu. Von **M. Gerbrandt.** 2 Bände.
Warmherzige Menschen von reich entwickeltem Gefühlsleben treten uns in diesem hochgestimmten Roman entgegen, in dem sich die begabte Verfasserin als eine Seelenkennerin von feiner poetischer Empfindung und abgeklärter Kunstanschauung erweist.

Islandfischer. Von **Pierre Loti.** Aus dem Französischen.
Mit der Einreihung von Lotis berühmtem Roman, diesem Hohenlied der See und der Liebe, in unsre Sammlung erfüllen wir einen Wunsch vieler unsrer Leser.

Ratsmädel- und Altweimarische Geschichten. Von **Helene Böhlau.**
Wahre Kabinettstücke stimmungsvoller Kleinmalerei und gemütvollen, schalkhaften Humors sind auch diese neuen Böhlauschen Ratsmädelgeschichten, in denen wir einen Hauch aus Weimars großer Zeit verspüren.

Die weißen Felsen. Von **Edouard Rod.** Aus dem Französischen. 2 Bände.
Ein vortreffliches Buch von ernstem Grundton, reich an Gedanken und fein beobachteten Zügen, dabei von hoher künstlerischer Wahrheit.

Der Herr Stationschef. Von **Karl von Heigel.**
Eine der besten Arbeiten Heigels. Das Drama, das sich zwischen vier Wänden abspielt, kommt in tausend Familien vor, ist aber darum nicht minder erschütternd und beherzigenswert. Die überraschende und doch einzig richtige Lösung ist in ihrer Knappheit und Wucht von größter Wirkung.

Ein Reiseabenteuer. Von **Charles de Berkeley.** Aus dem Französischen.
De Berkeley ist eine ganz für sich stehende litterarische Erscheinung, ohne jede Anlehnung an eine bestimmte Richtung. Daß er aber fesselnd und originell zu erzählen weiß, dafür liefert die vorliegende spannende Geschichte mit ihrem geheimnisvollen Reiz den vollgültigen Beweis.

Die Hexe von Harlem. Von **Col. Richard Henry Savage.** Aus dem Englischen. 2 Bände.
Das starke und urwüchsige Talent des Verfassers von „Meine offizielle Frau", der es wie wenige versteht, den Leser in atemloser Spannung zu erhalten, bekundet sich auch in der „Hexe von Harlem", einem Roman von überaus bewegter und dramatischer Handlung.

Königstigerin. Von **G. Verga.** Aus dem Italienischen.
Nicht mit dem Maßstab kühler nordischer Gefühlsnüchternheit will diese Dichtung des berühmten Veristen gemessen sein. Lodert auch südliches Feuer in seiner Schilderung einer dämonischen, verzehrenden Leidenschaft, so weiß doch italienische Grazie überall die ästhetische Grenzlinie zu respektieren.

Selbstbestimmung. Von **H. H. Boyesen.** Aus dem Englischen.
Hat auch der kürzlich verstorbene Norweger in der Sprache seiner amerikanischen Adoptivheimat geschrieben, so hat er sich doch seine skandinavische Eigenart bewahrt. Allem Sensationellen abhold, legt er den ganzen Nachdruck auf die Herausarbeitung der Charaktere, die ihm denn auch meisterlich gelingt.

Frost im Frühling. Von **Georg Mengs.** 2 Bände.
Warmfühlende Menschen, geistige Naturen sind es, die wir in diesem Roman, einem Künstlerroman, kennen lernen, der den Leser neben einer packenden Handlung durch psychologische Vertiefung und große Frische der Darstellung interessiert und fesselt.

Smaragda. Von August Niemann. Die farbenprächtigen, lebenswahren Schilderungen dieses in Konstantinopel spielenden Romans führen uns mitten hinein in die blutige Verfolgung der Armenier, die jüngst erst alle Herzen erschüttert hat.

Lady Hildegard. Von B. M. Croker. Aus dem Englischen. Durch krause Lebensschicksale geleitet die Verfasserin ihre Heldin, die wie all ihre Gestalten voll Reiz und Leben ist und der sie den eigenen schalkhaften Humor zum treuen Begleiter gibt.

Zu jung gefreit. Von Sidney Luska. Aus dem Englischen. 2 Bände. Diese gemütvolle, durch freundlichen Humor gewürzte Geschichte von dem harten Wege eines tüchtigen jungen Paares durch schwere Prüfungen und Enttäuschungen zu endlichem Erfolg wird niemand ohne innige Teilnahme und wirkliche Befriedigung lesen.

Vierzehnter Jahrgang.

Der Kraft-Mayr. Von Ernst von Wolzogen. 2 Bände. Dieser „humoristische Musikantenroman" ist geradezu hinreißend. Wolzogen zeigt sich darin als ein Meister treffender Charakteristik, und wenn auch in den launigen Blättern der Schalk die Pritsche schwingt, so erhalten wir doch ein ernstgemeintes Kulturbild von hohem Wert.

Altweimarische Liebes- und Ehegeschichten. Von Helene Böhlau. Das liebenswürdige Talent der Verfasserin der berühmten Ratsmädelgeschichten kommt nie besser zur Geltung, als wenn sie ihre Stoffe dem alten Weimar entnimmt, das so recht ihre eigenste Domäne bildet.

Das Bäschen vom Lande. Von Helen Mathers. Aus dem Englischen. Eine prächtig erzählte, gemütvolle Geschichte, an der jedermann seine Freude haben muß.

Der Pfarrer von Favières. Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen. Zwei Bände. Mit einer bewegten und im höchsten Grade spannenden Handlung verbindet sich im „Pfarrer von Favières" meisterhafte Charakterschilderung zu einem abgerundeten Kunstwerk von starker Wirkung.

Die Heimkehr. Von Ossip Schubin. Nur einer echten Dichternatur kann eine so rührende Frauengestalt wie die Heldin dieses prächtigen Romans gelingen. Ossip Schubin hat unseres Erachtens nie etwas Besseres geschrieben.

Vergessene Pflicht. Von Léon de Tinseau. Aus dem Französischen. Mit stets regem Interesse folgt der Leser den verschlungenen Pfaden dieses Romans, der, teils in Frankreich, teils im amerikanischen Westen spielend, eine Fülle von interessanten Bildern darbietet.

Gauner-Ehre. Von C. J. Cutcliffe Hyne. Aus dem Englischen. Eine höchst originelle, von Leben sprühende Abenteuergeschichte, die sich durch feine Beobachtung und flotte, künstlerische Darstellung weit übers Gewöhnliche erhebt.

Liebe und Gymnastik. Von Edmondo de Amicis. Aus dem Italienischen. Was sich am schwierigsten von Volk zu Volk vermittelt, ist der Humor Amicis besitzt ihn so ganz im germanischen Sinne, daß er uns fast näher steht als seinen Volksgenossen.

Die nachstehenden Romane sind auch in einer zu **Geschenken ganz besonders geeigneten**

Salon-Ausgabe

auf **feines, extra starkes Papier** gedruckt und in **elegantem Liebhaber-Einband** zum Preise von **M. 2.— für den einfachen und M. 3.— für den doppelten Band** erschienen.

Einfache Bände:

- Burnett, **Der kleine Lord.**
- Feuillet, **Das Tagebuch einer Frau.**
- Paul Lindau, **Helene Jung.**
- Voß, **Kinder des Südens.**
- **Was der heilige Joseph vermag.**
- v. Wolzogen, **Die Kinder der Excellenz.**
- v. Gersdorff, **Ein schlechter Mensch.**
- Savage, **Meine offizielle Frau.**

Doppel-Bände:

- Conway, **Eine Familiengeschichte.**
- Croker, **Die hübsche Miß Neville.**
- Hopfen, **Robert Leichtfuß.**
- Ohnet, **Der Hüttenbesitzer.**
- v. Wolzogen, **Der Thronfolger.**
- — **Die tolle Komteß.**
- Sims, **Erinnerungen einer Schwiegermutter.**

De Amicis, Edmondo

Liebe und Gymnastik Autoris. Übers. aus d. Ital. von Emmy Becher

Stuttgart 1898